

# Hudo von Rüdelin.

Eine Erzählung  
aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges

von  
Ottokar Schupp.



Wiesbaden.  
Julius Riedner.





Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

# Dudo von Rüdelin.

---

Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges

für

die deutsche Jugend und das deutsche Volk

von

Ottokar Schupp.

---

Mit vier Abbildungen.

---

Wiesbaden.

Julius Neidner, Verlagshandlung.

1881.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

## I.

### Kreuzpredigt des heiligen Bernhard in Speyer am Rhein.

Unsere Erzählung spielt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, in der Blüthezeit der Ritter und der Mönche, der Burgen und der Klöster. Diese Zeit liegt uns so fern, und ihr ganzes Trachten und Treiben ist so wunderbar verschieden von dem unsrigen, daß wir fast zweifeln könnten, ob jemals eine solche Welt gewesen sei, wenn nicht massenhafte Burgtrümmer auf den Höhen und zahlreiche Ueberreste in den Thälern die Wirklichkeit jener vergangenen Welt so lebendig bezeugten.

Es war eine Zeit großartigster Schwächen und Verirrungen, eine Zeit furchtbarster Rohheit, Unwissenheit und Fehdelust, wo Mord, Raub, Gewaltthätigkeiten und Bedrängungen aller Art an der Tagesordnung waren. Doch geht ein höheres Streben und ein kindlich frommer Zug durch jene Zeit, die man in unserer höchst praktischen und materiellen, welche wie mit Dampfesflügeln vorwärts eilt, leider vermißt.

Wenn wir uns nun in unserer Erzählung im Geist in jene Zeiten versetzen, wünschen wir durchaus nicht, daß wieder Burgen, Harnische und zweihändige Schwerter

nothwendig würden oder Mönchskütten die Straßen und Häuser füllten, sondern, wie man in der Mittagsgluth des Tages gerne der erfrischenden Morgenluft gedenkt, oder im Alter der rüstigen Jugendzeit, ohne sich gerade diese Zeit zurückzuwünschen, so möchten wir aus unserer fast zu praktischen und übervernünftigen Welt heraus einen Blick thun in die Unvernunft der Jugend unseres Geschlechts, ob es uns vielleicht auch erfrischend umwehet wie Morgenluft in der Tageschwüle.

Der erste Kaiser aus dem edlen Hohenstaufengeschlecht, Konrad III., hielt Reichstag zu Speyer, der uralten, hochberühmten Reichsstadt am Rhein.

Es war Weihnachten 1146.

In demselben Winter herrschte eine außerordentlich starke und lang andauernde Kälte. An vielen Stellen fuhren Frachtwagen über den fest zugefrorenen Rhein. Die Eisvergnügungen wollten kein Ende nehmen. Dagegen müheten sich die Zünfte in den reichen Rheinstädten, zum Andenken an die merkwürdige Naturerscheinung etwas Besonderes zu leisten. Die Räder verfertigten auf dem Eise ein Faß von ganz ungeheurer Ausdehnung; die Waffenschmiede schmiedeten Rüstungen und Schwerter, die etwa einem Riesen Goliath gepaßt hätten; die Mehger brieten einen ganzen Ochsen auf dem Eise, während die schon künstlerischen Bauhütten sich müheten, Häuser, Thürme und Burgen aus Eis selbst auf dem Rheine auszuführen.

In Speyer hatten sie eine wohlgelungene Copie des Domes, natürlich in kleinerem Maßstabe, hergestellt.

Jedermann sprach natürlich von der Kälte und vom Eise. Doch herrschte nebenbei noch ein anderes Tagesgespräch, das bald alles Andere überwog. Man sprach von dem neuen Kreuzzuge, der damals unternommen werden sollte, weil die Stadt Gedessa, die als Vormauer Jerusalems betrachtet wurde, in die Hände der Türken gekommen war und Gefahr bestand, es könnten Jerusalem und die sämtlichen Eroberungen, die im ersten Kreuzzuge die Tapferkeit und fromme Begeisterung Gottfried von Bouillons erkämpft hatten, wieder verloren gehen.

Der neue Kreuzzug fand übrigens nirgends große Sympathie. Die bitteren Erfahrungen des ersten Zuges, der Hunderttausende von Menschenleben verschlungen und Wunden geschlagen hatte, die noch nicht geheilt waren, hatten die Gluth gewaltig abgekühlt. Auch waren Gerüchte in's Abendland gedrungen, daß die Herren, die jetzt im Besitz Palästina's waren, obwohl sie Christen und besonders fromme Christen sein wollten, einen auffallend gottlosen und unsittlichen Wandel führten und ärger hausten als die Heiden.

Sollte man aber, um dieser Herren Herrschaft zu sichern, wieder Gut und Blut von Tausenden opfern?

Dennoch kam der zweite Kreuzzug zu Stande, und wunderbarer Weise fehlte es demselben weder an Aus-



dehnung noch an Begeisterung trotz der anfänglichen Abneigung und des herrschenden Kaltfinnes gegen denselben. Eine neu entzündete, hochgehende Gluth der Frömmigkeit riß alle die entnüchternden Thatfachen aus dem Gedächtniß der Menschen und brachte einen frischen Trieb in die Herzen, daß die Leute an nichts mehr dachten als an das einzige hohe Ziel, das vor ihre Augen gestellt wurde. Was aber das Wunderbarste war, ist, daß die Kraft der Beredsamkeit eines einzigen Mannes, nämlich des Abtes Bernhard von Clairvaur, diese ganze ungeheure Bewegung in der abendländischen Christenheit erregt hat. Seinen größten Erfolg hatte derselbe jedoch damals am Weihnachtsfeste zu Speyer, wo der Kaiser Konrad Reichstag hielt.

Uns ist eine solche Einwirkung auf die Gemüther fast unglaublich, aber die damaligen Christen waren demüthiger und empfänglicher für das Heilige und Göttliche, und Bernhard von Clairvaur selbst war ein ungewöhnlicher Mensch.

Er galt als der Heilige seines Zeitalters und war der Gegenstand fast abgöttischer Verehrung. Jedenfalls hat kaum Jemand gelebt, der in der gesammten Christenheit bei Hoch und Niedrig, bei Clerus und Laien in gleich großem Ansehen stand und einen so wunderbaren Einfluß übte. Er schlichtete als einfacher Mönch, der er doch war, Streitigkeiten zwischen Kaiser und Königen, Fürsten und Grafen. Bischöfen und Päpsten gab er

Mahnungen oder besser gesagt Bertheile, wenn sie nicht im Geiste des Christenthums handelten, und Jeder fügte sich bereitwillig seinen Worten und Weisungen.

Seine Aussprüche wurden fast wie Offenbarungen Gottes angesehen, und schon zu seinen Lebzeiten wurden eine Masse Wunder erzählt, die er gethan haben sollte.

Jedenfalls war er ein durch und durch reiner und edler Mensch, dessen ganzes Streben sich dem Himmel zuwandte und den hohe Begeisterung für die Kirche und das Christenthum erfüllte. Auch hatte er sich bei aller mönchischen Einseitigkeit und einer gewissen zelotischen Beschränktheit eine gewandte und feine Art des Umgangs bewahrt, durch die er den Fürsten und Herren imponirte, und sich einen klaren Blick für die Mißbräuche und Verkehrtheiten der Kirche erworben, die er mit furchtlosem Freimuth geißelte und abzustellen suchte.

In innerer Kirchenzucht kann er sogar als Reformator bezeichnet werden. Seine Hauptbedeutung aber lag in dem Zauber seiner Beredsamkeit, der fast Niemand zu widerstehen vermochte.

Es wird erzählt, daß Weiber ihre Männer und Mütter ihre Söhne aus seiner Nähe zu bringen suchten, weil sie und nicht ohne Grund fürchteten, er würde, da er ein großer Eiferer für das Klosterleben war, dieselben überreden, Mönche zu werden. Seine fünf Brüder und seinen Oheim wenigstens, die sonst der Weltlust sehr ergeben waren, brachte er dazu, ihre Schlösser und Fa-

milien zu verlassen und ihr heiteres Leben mit der Einsamkeit der Klosterzelle zu vertauschen.

Der glänzendste Beweis aber seiner wunderbaren Begabung war der zweite Kreuzzug, der am richtigsten nach ihm seinen Namen führen sollte.

Der Papst Eugen hätte kein fähigeres Werkzeug für die Predigt des Kreuzes in der damaligen Christenheit zu finden vermocht.

Als der Abt Bernhard das Kreuz zu predigen begann, war sein Leib durch übermäßige Kasteiungen und großartige Anstrengung so hinfällig geworden, daß er mit geringen Ausnahmen schon drei Jahre Clairvaux nicht mehr verlassen hatte und fast tagtäglich seiner Auflösung entgegen sah; allein die Begeisterung machte ihn stark. Das Grab des Herrn vor den gierigen Händen der Ungläubigen zu sichern, diesem Gedanken weihte er seine letzte Lebenskraft.

Zuerst predigte er in Frankreich. Wo er predigte, sammelten sich unendliche Schaaren. So kamen am Osterfest 1146 zu Bezeelay eine so große Menge von Rittern und Volk zusammen, daß kein Gebäude und kein Platz der Stadt sie faßte und man hinaus mußte in's freie Feld, wo eine Rednerbühne am Abhange eines Berges errichtet wurde. Der Erfolg der Predigt war aber ein so ungeheurer, daß alle mitgebrachten „Kreuze“, die diejenigen, welche gelobten, den Kreuzzug mitzumachen, auf ihre Schulter hefteten, nicht ausreichten und Bernhard

seine eignen Kleider zerschneiden mußte, um den sich herandrängenden Schaaren zu genügen.

Dort nahm auch König Ludwig von Frankreich nebst seiner Gemahlin Eleonore und der ganze französische Hof das Kreuz.

Es war das erste Mal, daß ein Fürst und Herrscher eines großen Landes gelobte, sein Land und sein Volk im Stiche zu lassen, um sich an einem solchen abenteuerlichen Zug in ferne Gegenden zu betheiligen. Aber Bernhard schien eben Alles möglich.

Nachdem er in dieser Weise Frankreich durchzogen hatte, schrieb er an den Papst Eugen: „Ich habe verflücht und geredet, und sie haben sich gemehret über alle Zahl. Es werden die Städte und Burgen von Männern leer. Ueberall bleiben Wittwen zurück, obwohl die Männer leben.“

Jetzt, da er drüben fertig war, begann er seine Thätigkeit in Deutschland. Die Erscheinung des heiligen Mannes bewirkte auch hier die größte Aufregung, und seiner Predigt folgten Tausende. Nur der Kaiser Konrad, der Hohenstaufe, der ein gar ernster, nüchterner Mann war, widerstand dem Drängen Bernhards. Er wies das Anfinnen des Mönchs, das Reich, das durch Parteiungen zerrissen war und eines starken und wuchtigen Armes bedurfte, so geradezu dahinten zu lassen, um sich an einer Kreuzfahrt zu betheiligen, mit entschiedener Festigkeit und voller Entschlossenheit zurück. Eine Unterredung Weider in Frankfurt kam zu keinem Ziel.

Allein der Abt wollte den Kaiser nicht lassen. Es schien ihm zu nothwendig, daß das weltliche Haupt der Christenheit, als das der deutsche Kaiser damals galt, sich dem Unternehmen anschlösse.

Als darum Konrad einen Reichstag nach Speyer auf Weihnachten 1146 ausschrieb, machte sich auch Bernhard auf den Weg dorthin.

Die Reise des heiligen Mannes glich einem Triumphzuge. Große Schaaren Volkes begleiteten ihn. Die Stadt wurde glücklich gepriesen, wo er Herberge nahm. Durch die Orte, wo er zog, läuteten alle Glocken, und das Volk sang: „Christ uns gnädig sei, Kyrie eleison, die Heiligen Alle helfen uns.“

Speyer wurde auf solche Weise zu dieser Weihnacht der Sammlungsort für unzählige Volksmassen, die aus allen Weltgegenden herbeieilten. Die Häuser konnten sie kaum fassen, und die engen Straßen wimmelten von den schwarzen Menschentwogen, die sich trotz der grimmen Kälte zwischen ihnen durchdrängten.

Speyer hat ja manchen Reichstag gesehen, der in seinen Mauern abgehalten wurde, und manche Feierlichkeit (denn acht deutsche Kaiser liegen in seinem Dome begraben), aber noch nie war ein solcher Reichstag und nie solche Feierlichkeit erlebt worden.

Die weiten Hallen des herrlichen Domes reichten für die aufgeregte Menge nicht aus, die sämmtlich den heiligen Mann sehen und predigen hören wollte.

Doch mochte sich Mancher, der sich mit großer Mühe vorgedrängt hatte, enttäuscht fühlen. Denn die Erscheinung des Mannes, wie er auf den Stufen des Altares stand, war unansehnlich und unbedeutend gegenüber den mächtigen Rittergestalten der riesigen Deutschen, die ihn umgaben; aber auf seinem feinen, bleichen Gesicht ruhetete ein Verklärungsschimmer, und aus seinen großen schwarzen Augen leuchtete die Gluth frommer Begeisterung, als sein beredter Mund ähnliche Worte wie folgende in die Versammlung hineinrief:

„Die Erde zittert und erbebet, weil der König des Himmels sein Land verloren hat, das Land, wo seine Füße gestanden haben. Denn es ist nahe daran, daß die Feinde des Herrn in seine Stadt einbrechen und auch in jenes glorreiche Grab, wo die erste und größte Blume auf unserer Erde wiedererstande ist. Sollen nun diese heiligen und gesegneten Stätten wieder in die verruchten Hände jener Abgöttischen fallen, daß diese Orte die höchsten Greuel der Entweihung und Verwüstung erfahren, wo uns armen Menschen zuerst die Gnade Gottes erschienen ist in seinem göttlichen Kinde, wo der süße und wahre Herr Wein und Del in unsere Wunden goß und den ewigen Bund der Barmherzigkeit mit uns schloß? Seid Ihr Christen und könnet unberührt heute das Hallelujah singen hören, während Bethlehems Mauern erzittern von dem Siegesgeheul der Heiden? Seid Ihr Männer und

könnet ruhig dastehen und zusehen, wie der Christenheit die größte Schmach angethan wird?

Euer Land ist reich an tapferen Männern und strotzt von kräftigen Jünglingen, Euer Lob ist in aller Welt, und der Ruhm Eurer Tapferkeit erfüllet den Erdkreis, wollet Ihr diesen Ruhm so leichten Kaufes dahingeben?

O gürtet Euch, ergreifet die siegreichen Waffen im Eifer für den christlichen Namen! Lasset aufhören den ewigen Kampf und Hader, mit dem Ihr Euch selbst bekriegt, Euch selbst verderbt, und durch den Ihr Euch einer den andern selbst zu Grunde richtet! Ha, welche greuliche Lust, den Leib des Nächsten zu durchbohren! Und genießt der Sieger seines Ruhmes? Er freut sich, seinen Feind getödtet zu haben, und das Schwert trifft seine eigene Brust! Das ist keine Tapferkeit, sondern Thorheit, keine Kühnheit, sondern Wahnsinn! Hier aber, tapfere Männer, muthige Krieger, hier zeigt sich Euch ein anderer Kampfplatz, wo Ihr ohne Gefahr kämpfen möget, wo Siegen Euch Ruhm und Sterben Gewinn ist!"

Mitten aber in seiner Rede wandte sich der Abt plötzlich an den Kaiser persönlich und sprach zu ihm, wie es in alten Chroniken heißt, nicht wie zu einem Könige, sondern zu einem gewöhnlichen Manne. Er rief ihm in das Gedächtniß, wie Gott das Geschlecht der Hohenstaufen so hoch gestellt habe in der Welt, und zeigte ihm, wie auch Fürsten und Herren der göttlichen Gnade bedürften, und wie der Heiland auch für sie gelebt habe und ge-





storben sei. Dann nannte er ihn vor allem Volke geradezu einen „Undankbaren“, weil er dem Rufe Gottes so halbstarrig widerstrebe.

„Wie willst Du, Konrad“, donnerte er ihn an, „dereinst vor Gottes Angesicht dastehen, da Du seinen ausgesprochenen Willen verachtet und seinen Ruf nicht gehörest? Wie willst Du Dich vor Deinem Heilande rechtfertigen, wenn er Dich fragt, warum Du als Herr der Christenheit es zuließest, daß schlimme Heiden seine irdische Heimstätte verwüsten und den Boden inne haben, den er mit seinem für Dich vergoffenen Blute getränkt hat?“

Der stolze, strenge Kaiser war auf das Tiefste erschüttert. Thränen trüffelten in seinen ergrauenden Bart. Er unterbrach den Mönch und rief mit lauter Stimme, daß es in den hohen Räumen des Domes wiederhallte: „Ja, ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht undankbar finden.“

Wenn der Thauwind über das Eis hinfährt, dann löst sich die furchtbarste Erstarrung, und die schrecklichen Massen kommen in Bewegung, aber in welche Bewegung! Da donnert es und kracht es, da tost es und braust es, daß die Menschen mit Furcht und Grausen erfüllt werden. Scholle drängt sich an Scholle und stößt und preßt sich und thürmt sich, um entweder in tausend Stücke zu zerstieben oder um sich zu stopfen und zu stauen, bis die heranrauschenden gewaltigen Wasser Herr werden über das Eisgehege und es gurgelnd in die Tiefe

begraben oder es an den Strand hinauszwerfen: ein wunderbar mächtiges Schauspiel der Natur. Wer hat es noch nicht gesehen?

So war auch gleichsam dort in dem Dome, als der Kaiser das Kreuz nahm, das Eis gebrochen, und nun drängten sich in wilder Begeisterung die Mannen und Massen heran, um dem Kaiser noch das rothe Kreuz auf die Schulter zu heften zum Zeichen seines Gelöbnisses, den abenteuerlichen Zug mitzumachen in's ferne Morgenland.

Zuerst kamen die Herzöge und Fürsten und Grafen, unter allen voran Friedrich von Schwaben, des Kaisers Neffe, der später bekannt wurde als Kaiser Friedrich Barbarossa, und ihnen nach die Ritter, die Knechte und Sassen und Mannen, trozige Sachsen, gewandte Franken, wilde Baiern und tapfere Schwaben; — kein Gebirge, kein Thal in Deutschland, das nicht seine Leute stellte.

Aber unter dem Gedränge und Gewoge gerieth der Abt von Clairvaux selbst mit seiner schwächlichen Gestalt in die größte Gefahr, zwischen den Riesenleibern der Deutschen erdrückt zu werden.

Siehe, da nahm ihn der fromme Kaiser eigenhändig auf den Arm, und wie man ein Kind trägt, trug er ihn durch die Menge hinaus.

Als der Kaiser in die Vorhalle des Domes kam, sah er einen Ritter stehen so gewaltig und reckenhaft wie nur einer im Saal. Ihn selbst überragte derselbe fast noch

um Haupteslänge. Aber es lag eine wunderbare Gutmüthigkeit und Treue in dem noch jugendlichen Gesicht des Riesen. Er stand da und träumte und sann, als wenn ihn Alles nichts anginge, was in dem Dome vorgefallen war.

„Wer bist Du?“ fragte der Kaiser.

„Dudo von Rüdelin“, antwortete der Ritter, „im Gefolge Graf Ruprechts von Laurenburg.“

„Gut!“ erwiderte der Kaiser. „Dudo von Rüdelin, Dir übergebe ich hier Bernhard, den Abt von Clairvaux, damit Du ihn heimgeleitest, und Du stehest dafür, daß der heilige Mann unverfehrt in seine Herberge gelangt.“

Dudo von Rüdelin beugte sich statt der zustimmenden Antwort tief vor seinem Herrn und Kaiser.

---

## II.

Einer möchte das Kreuz nicht nehmen und kommt doch dazu.

Der von dem Kaiser dem heiligen Abte zur Begleitung übergebene Ritter war ein ziemlich blöder Gefelle. Das konnte man leicht an seinen Manieren erkennen.

Gewandtheit im Umgange und Leichtigkeit im Benehmen ist ja nie eine Eigenthümlichkeit unseres deutschen Geschlechtes gewesen. Vielmehr hatten wir stets etwas

Schwerfälliges und Träumerisches. Und jene Ritter, die einsam auf ihren Burgen hausten und ihr halbes Leben zwischen Jagden und Fehden hinbrachten, verstanden am wenigsten feine Lebensart. Sie wußten viel besser mit dem Schwerte dreinzuschlagen, als zierliche Reden zu schmieden. Die spätere höfische Art der Ritter und die fast sprichwörtlich gewordene „Ritterlichkeit“ ist uns erst von den Franzosen gekommen, die ja immer Meister der Form waren.

Uebrigens zeigte unser Ritter ein Benehmen dem berühmten Mönche gegenüber, das weit über die einfache Blödigkeit hinausging. Er stand da steif wie ein Stock, und sein Gesicht drückte eine so starke Verlegenheit aus, daß man es fast Angst nennen konnte. Auf die Fragen Bernhards dagegen schwieg er.

Doch der Abt von Clairvaux war nicht der Mann, welcher sich so leicht abschrecken ließ. Seine Neugierde war durch die besondere Art des Mannes erregt, und er mußte wissen, was dahinter steckte.

„Mein Sohn“, fragte er, „willst Du mir nicht sagen, warum Du hier in der Vorhalle allein stehst und Dich dem Winde und Wetter aussetzt, während da nebenan Gottesdienst gefeiert wurde, wozu sich Alle herandrängten, nur Du nicht, und wo die heiligste Sache der Christenheit verhandelt wurde? Willst Du etwa nichts von dem heiligen Grabe wissen? Es wäre Dir doch sonst bei Deinem riesenhaften Körper und Deiner Stärke eine

Kleinigkeit gewesen, Dir einen geeigneten Platz in dem Dome zu erobern.“

Des Ritters Müdelin Verlegenheit vermehrte sich nur durch solche Fragen, aber er antwortete lange nicht.

Endlich, als er den Fragen des heiligen Mannes nicht länger Widerstand bieten konnte, sagte er: „Ihr sollt es später wissen, Herr Abt, nicht hier. Wir müssen uns beeilen, wenn ich Euch nach des Kaisers Gebot ungeschädigt heimbringen soll. Denn die Menge kommt jetzt aus dem Dome hervor, und es wird sich ein gefährliches Gedränge entwickeln.“

„Ich gehe nicht von der Stelle, bis Du mir geantwortet hast,“ erwiderte der Abt. „Es ist wichtiger, eine Seele, die vielleicht auf Irrwegen wandelt, zurechtzuweisen, als für mein Leben und meine Gesundheit zu sorgen.“

Der Ritter hätte eben, wo so viele neugierige Ohren seine Beichte vernommen haben würden, nicht gesprochen, und wenn es ihn sein Leben gekostet hätte. Und doch mußte er seine Pflicht thun und des Kaisers Befehl nachkommen. Den Abt aber zu überreden, mit ihm zu gehen, vermochte er nicht. So gebrauchte er dasselbe Mittel, ihn fortzuschaffen, welches er den Kaiser eben hatte gebrauchen sehen.

Bernhard fühlte sich plötzlich von zwei gewaltigen Armen umfaßt und von der Stelle, die er hatte behaupten wollen, hinweggehoben, während der riesige Ritter Alles bei Seite schiebend, was im Wege stand, in mächtigen

Sprüngen seine leichte Last vor sich hintrug und auf diese Weise den bischöflichen Palast erreichte, wo wie bekannt der Abt sein Logis aufgeschlagen hatte.

Es waren außerordentlich einfache, fast arme Zimmer, die Bernhard bewohnte. Er hätte die Prunkgemächer des Hauses haben können. Jeder Bischof damaliger Zeit hätte dem fast allmächtigen Abte von Clairvaux Alles, was er bieten konnte, zu Füßen gelegt, aber derselbe hatte es sich als besondere Gunst erbeten, in seiner gewohnten, einfachen Art leben zu dürfen.

Als der Ritter und sein Schützling dort angelangt waren, sagte Dudo von Rüdelin: „Jetzt will ich Euch beichten, Herr Abt, warum ich draußen an der Thüre des Domes stehen geblieben bin, während drinnen der Gottesdienst gefeiert wurde.“

Aus des Ritters Gesicht und Stimme war die Verlegenheit geschwunden. Die eben bewiesene körperliche Ueberlegenheit dem Abte gegenüber hatte ihm seine Fassung zurückgegeben. Doch als Bernhard ihn mit seinen klaren, durchforschenden Augen fragend anblickte, schien die Befangenheit wiederkehren zu wollen. Sein gutes, treuherziges Gesicht wurde mit hoher Röthe bedeckt, als er hervorpolterte: „Meiner lieben Hausfrau daheim habe ich es versprochen, Euch, Herr Abt, auszutweichen, wo ich könnte, vor allen Dingen aber keine Versammlung oder einen Gottesdienst zu besuchen, wo Ihr reden würdet; denn, sagte sie, Eure Worte wären mächtig wie Zauber-

sprüche, und mein Herz wäre weich und schwach. So könnte ich auch beredet werden, die neue Kreuzfahrt mitzumachen und sie in Angst und Nothen zurücklassen.“

Ein Anderer hätte wahrscheinlich gutmüthig über die treuherzige Einfalt des Ritters gelächelt und ihn aus seiner Angst und Verlegenheit herausgerissen. Aber der Abt von Clairvaux war ein zu großer Eiferer und nahm seine Aufgabe viel zu ernst, als daß er über die Schwächen seiner Brüder gelächelt hätte, und wenn sie noch so komisch gewesen wären. Auch ließ er deshalb, weil er schon Kaiser und Könige bezwungen und ganze Völker für seine Kreuzfahrt gewonnen hatte, den Einzelnen nicht. Er wollte bis in das Kleinste getreu sein. Sein Eifer erkaltete nicht, selbst wenn er sich noch so schwach fühlte. Er fuhr deshalb voll hoher Entrüstung den guten Ritter an, der unter seinen donnernden Worten und seinen flammenden Blicken erbleichte.

„Du bist ein schwacher Adam,“ sagte er, „der sich von seiner Eva verführen läßt, gegen Gottes heiligen Willen zu handeln, der ruhig in die Teufelsfrucht hineinbeißt, die sie ihm darreicht, ohne zu bedenken, wie er Sünde thut und Gottes Strafgericht herausfordert. Sie aber ist die richtige Eva, die die bittere Frucht verschmähet und nach der wohlschmeckenden greift. Wie viele arme, verlassene Frauen wird es durch den Kreuzzug geben, aber nur die Deinige will es besser haben

wie die Anderen und sich vor Aengsten und Nöthen bewahren.“

„Wisset! Ihr habt beide schwer Sünde gethan. Deine Frau dadurch, daß sie Dir den teuflischen Rath ertheilt hat, und Du, daß Du ihm nachgekommen bist. Glaubt Ihr denn, ich hätte Macht über die Menschen, wenn sie mir nicht von Gott ertheilt wäre? Glaubt Ihr denn, mein Wort zwänge die Herzen der Fürsten und Grafen und Herrn, wenn es Gott nicht segnete? Da ist kein Zauber und keine eigene Geschicklichkeit, sondern Gott ist in mir Schwachem mächtig. Ihr aber, als Ihr meiner Rede und Aufforderung zum Kreuzzuge auswichet, seid Gott ausgewichen, der Euch vielleicht das Herz rühren wollte. Es ist eine Gnade Gottes für Jeden, der erfasset wird. Kann es etwas Herrlicheres geben für eine Frau, als um eines Kreuzzugs willen in Aengsten und Nöthen zu leben? Denn sie ängstet sich und leidet für den Herrn. Und kann es etwas Wünschenswertheres geben für einen Mann, als bei einem Kreuzzuge zu kämpfen und zu sterben? Er kämpft und stirbt für den Herrn. Sie entsagen wohl dem Glück der Erde, aber sie erlangen den Himmel. Wollet Ihr die Erde für den Himmel, die Seligkeit für die Hölle eintauschen?

Oder denkt Ihr vielleicht, Ihr könntet Gott entfliehen? O, wenn Ihr Flügel der Morgenröthe nähmet und flöget an das äußerste Meer so würde seine Hand Euch fassen und seine Rechte Euch greifen. Erwinnere Dich nur, Ritter



Dudo, an den Propheten Jonas, der seinem Gott entfliehen wollte, da er ihn nach Ninive hineinschickte. Gott erfaßte ihn mitten auf dem Meer und that ihn drei Tage lang in eines Fisches Bauch, bis er sich Gott fügen lernte.

Siehe, ist es nicht fast ein Gleiches mit Dir selbst? Du wolltest auch Gott entfliehen, als Du Dich an die Thüre des Domes stelltest, statt hinein zu gehen, um nicht von mir zum Kreuzzuge überredet zu werden, und gerade dort hat Dich Gottes wunderbare Fügung durch des Kaisers Hand in meine Hände gegeben, daß Du nun doch meine Rede anhören mußt. Merkst Du Gottes Willen? Glaubst Du nun noch entfliehen zu können?"

In diesem Augenblicke, wo die überredende Kraft Bernhards ihren Höhepunkt erreicht hatte und es vielleicht nur noch weniger Worte bedurft hätte, und der riesige Ritter lag zu den Füßen des kleinen Mönches, ihn ansehend, er solle ihm auch ein Kreuz auf die Schulter heften, wurde das Gespräch Beider unterbrochen durch die Reisebegleiter und nächsten Freunde Bernhards, die in höchster Besorgniß um denselben in das Zimmer stürmten.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, nachdem der Kaiser mit starkem Arm Bernhard aus dem Gedränge getragen hätte, habe sich ein Wahnsinniger der Person des heiligen Mannes bemächtigt, und dessen Leben schwebte in höchster Gefahr.

Da waren denn die Aebte Balduin und Frowin von Engelsburg und der Bischof Hermann von Constanz und etliche Klosterbrüder von Clairvaux nebst einer Anzahl Ritter wie auf Sturmesflügeln in die Wohnung Bernhards geeilt.

Je größer ihre Angst gewesen war, desto größere Freude erfüllte sie, als sie merkten, daß sie sich völlig grundlos aufgereggt hatten. Sie überhäufsten aber nun den heiligen Mann mit Glückwünschen über seinen beispiellosen Erfolg. Die Fürsten der mächtigsten Reiche des Abendlandes, darunter der deutsche Kaiser selbst hatten fast wider ihren Willen sich seinen beredten Worten gebeugt. Es war ein Sieg, wie nicht viele in der Weltgeschichte verzeichnet stehen.

Während jedoch Jeder das Verdienst des von ihnen so hochgeehrten Mannes in das rechte Licht setzen wollte und sich bemühte, seine gemachten Beobachtungen an den Mann zu bringen, und Bernhard selbst reichlich zu thun hatte, allen Ruhm und alles Lob von sich abzuweisen, benutzte Dudo von Müdelin die entstehende Verwirrung, um sich unbemerkt zu entfernen.

Als er ungestört die Straße erreicht hatte, eilte er wie ein Verfolgter von dannen. Man kann die Pest und ihre Schrecken kaum ärger fliehen als unser Ritter die flammenden Augen und die begeisterten Worte des Mönches.

In seiner Herberge angekommen, sattelte er eigen-

händig sein Kopf. Er war froh, daß keiner der Knechte daheim war. Dann sprengte er in wildem Jagen zum Stadthor hinaus.

Wohin?

Er wußte es selbst nicht. Nur fort — weit weg von dem heiligen Manne.

Dichter Nebel lag auf der schneebedeckten Rheinebene. Er freute sich ordentlich des Nebels, der ihn wie ein schützender Mantel umgab und den Verfolgern verbarg.

So sprengte er viele Stunden weit ziellos in Nebel und Schnee hinein. Sein schweres Schlachtroß war von der ungeheuren Anstrengung trotz der Kälte über und über mit Schaum bedeckt, aber der riesige Ritter hatte sich noch keine Ruhe erritten. Die wilde Aufregung in seinem Herzen, die der heilige Mann durch seine Worte bewirkt hatte, wollte sich nicht durch körperliche Anstrengung beschwichtigen lassen. Zuerst dünkte es ihm, als wenn Flucht ihn retten könne. Aber wie er so dahinjagte, hörte er die Worte Bernhards ganz deutlich: „Glaubst Du, Du könntest Gott entfliehen?“ Er wandte sich um, als wenn ein Anderer es gesprochen hätte, und doch hatte er es selbst laut gerufen. Sein ganzes Innere rief es ja schon fortwährend. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne.

Mit dieser Stimme zugleich regte sich ein wilder Trotz in seinem Herzen. Wer wollte ihn zwingen, gegen seinen Willen sich an dem Kreuzzug zu betheiligen? Hatte

er nicht seinem Weibe gegenüber auch heilige Verpflichtungen?

Sie war keine Eva, wie sie der Abt von Clairvaux dargestellt hatte, deren Sinn nur nach dem Irdischen stand und deren Trachten nach der Lust und dem Glanz der äußeren Welt ging, sondern eine stille, selbstlose, gottesfürchtige Frau, deren größtes Glück es war, Andere glücklich zu machen und die Pfade der Frömmigkeit zu wandeln.

Aus dem stolzen Geschlechte der Rheingrafen stammend, eine reiche Erbtöchter, von Grafen und hohen Herrn umfreit, hatte sie ihn, den Ärmsten und Niedrigsten der Ritter, zum Manne gewählt, weil er ihr der Treueste dünkte, und lebte mit ihm bescheiden und anspruchslos in der engen Burg. Nun aber, da sie durch ihre Heirath sich mit ihrem ganzen Geschlechte verfeindet hatte und Niemanden mehr zu ihrem Schutze besaß als ihn und seine Treue, sollte er die Treue brechen und sie verlassen? Sie war so krankhaft, ängstlich und aufgereggt und so ahnungsvoll gewesen, als er Abschied nahm. Er hatte öfters daran denken müssen seitdem. Sich an ihn anlehnd, hatte sie unter heißen Thränen gesagt: „Dudo, Du mußt mir bleiben. Du darfst nicht fort in's Morgenland. Halte Dich darum fern von dem Abte von Clairvaux. Es gibt auch andere Wege, in den Himmel zu kommen, als einen Kreuzzug mitzumachen.

Seine Frau hatte gewißlich Recht: „Es gab noch

andere Wege in den Himmel.“ Sie mußte es ja wissen. Sie war, da ihre Eltern frühzeitig gestorben waren, in dem Kloster Schönau aufgezogen worden und eine Freundin der schon jetzt als Heilige verehrten Nonne von Schönau, der „Elisabeth“. Es gingen ja auch in der That nicht Alle zum heiligen Grab, die doch gleichfalls in den Himmel kommen wollten. Warum sollte er nun gehen?

Dieses und Ähnliches hielt sich der gute Ritter Dudo vor, um die Zaubermacht zu brechen, die die Worte des heiligen Bernhard über ihn gewonnen hatten. Aber es war Alles vergebens. Wenn er glaubte, irgend einen Ruhepunkt gefunden zu haben, dann sah er wieder die flammenden Augen des begeisterten Abtes und hörte seine Stimme: „Glaubst Du, daß Du Gott entfliehen könntest?“

In der dadurch entstehenden Aufregung peitschte er sein schon ermüdetes Roß zu neuen Kraftanstrengungen und jagte dahin, als wenn er wirklich Gott entfliehen wollte.

Es war Nacht geworden, dunkle Nacht. Plötzlich merkte der Ritter, daß sein Pferd nicht weiter konnte. Zugleich fuhr ihm ein eiskalter Wind in's Gesicht. Einzelne Schneeflocken flogen in der Luft. Der Ritter dachte an Rückkehr. Aber das ging nicht so leicht. Wo war er denn?

Er hatte auf Weg und Steg nicht geachtet. Der Nebel war zwar geschwunden, aber der Himmel war bedeckt, und die Schatten der Nacht wehrten jeder Aussicht.

Nur so viel sah der Ritter, daß sich vor ihm hohes Gebirge erhob, und daß aus den Waldthälern desselben der eisige Zugwind ihm entgegenkam. Ob es das Hardtgebirge war, vor dem er stand, oder ob er gar über den Rhein geritten war, und auf ihn die Höhen des Odenwalds so finster niederblickten, darüber hätte er keine Auskunft geben können. Jedenfalls konnte er Speyer diese Nacht nicht wieder erreichen. Sein Roß war zu müde. Er stieg herunter von dem treuen Thiere, das von der Anstrengung noch zitterte, und führte es, indem er seinen Kopf kosend an den des Thieres lehnte, überall nach irgend einer Unterkunft ausspähend.

So mochte er eine halbe Stunde und noch weiter neben seinem Pferde hergegangen sein, als dasselbe unruhig zu werden anfing, die Ohren spitzte und ein ängstliches Wiehern hören ließ. Zugleich vernahm der Ritter ein immer näher an sie herankommendes Geheul, das in der einsamen Nacht schrecklich genug lautete. Der Ritter war jedoch nicht unbekannt mit jenen Tönen. Denn damals gab es noch besonders in den Höhentaldungen massenhaft Wölfe. Ein Wolfsgeheul war es aber, das das treue Pferd ängstigte und den Ritter zur Vorsicht mahnte.

Siehe, da huschten auch schon die schwarzen Gestalten der hungrigen, nach Beute heulenden Bestien über die Schneefläche. Ihre Augen leuchteten in der Nacht wie feurige Kohlen. Es war ein ganzer Haufe. Doch

einen Angriff wagten sie nicht direct. Sie umschwärmten Roß und Mann eine Zeit lang, als wollten sie die schwächsten Angriffspunkte ausspioniren.

Endlich kamen sie näher. Der Hunger und die Blutgier überwand die Scheu. Allein der Ritter hatte sein gutes Schwert ergriffen, und jedes der heulenden Ungethüme, das in seinen Bereich kam, schlug er nieder. Dem mächtigen Manne gegenüber waren die Wölfe nur Ungeziefer, das er nur niederzutreten brauchte.

Da that dem Ritter sein treues Pferd gar treffliche Dienste. Seine bewehrten Hufe gebrauchend, trat es gar manchen mit den Vorderfüßen zusammen oder theilte nach hinten solche Ohrseigen aus, daß gewöhnlich der Wolf das Aufstehen vergaß.

Der Angriff der Wölfe war völlig abgeschlagen. Die übrig gebliebenen flüchteten ängstlich von dannen. Dudo athmete auf und setzte seinen Weg ruhig fort. Aber er hatte noch keine hundert Schritte zurückgelegt, als ein zwei- oder dreifach stärkerer Haufe gegen ihn angestürmt kam, den die flüchtigen Wölfe zu Hilfe gerufen zu haben schienen.

Jetzt galt es wirklichen Ernst. Gar manches Mal spürte der Ritter den heißen Athem einer solchen Bestie im Gesicht, und wenn sein gutes Panzerhemd nicht gewesen wäre, hätte er auch die Zähne der Wölfe gespürt. Sein Arm erlahmte von den geschwinden Schlägen. Vor seinen Augen schwindelte es.

„Glaubst Du, daß Du Gott entfliehen könntest?“ rief es in seinem Innern.

Ihm wurde fast ohnmächtig. In seinem erhitzten Gehirn erschienen die Wölfe nicht mehr als Wölfe, sondern als böse Geister der Hölle, die ihn mit ihren Feueräugen und ihrem heißen Athem verfolgten, weil er nicht auf die Worte des heiligen Mannes gehört hatte.

Dudo von Rüdelin war sonst ein Mann von sehr starken Nerven und gesundem Verstande, aber die Aufregung, in die ihn der Abt von Clairvaux versetzt hatte, die furchtbare Abspannung seiner Kräfte und die abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit brachten diese Begriffsverwirrung in ihm hervor.

Er that aber auch das, was damals ein Mann, der sich in äußerster Lebensgefahr oder in großer Gewissensbedrängniß befand, zu seiner Rettung zu thun gewohnt war. Er that ein Gelöbniß.

Was immer noch nicht zum bestimmten Entschluß in ihm gekommen war: er gelobte, wie sein Kaiser und Herr den Kreuzzug mitzumachen, und weil er so spät erst sich entschlossen hatte, gelobte er auch, unter den Letzten zu sein, die vom Kreuzzug zurückkehrten.

Der Entschluß war ihm unendlich schwer geworden. Aber nun er auf diese Weise sein Gewissen beruhigt hatte, schlug er in die bösen Geister hinein, als hätte er eben erst den Kampf begonnen, und da die Wölfe ein wenig zurück=



wichen, schwang er sich auf sein treues Pferd, das wunderbarer Weise bis jetzt unverfehrt ausgeharrt hatte.

Kaum aber fühlte das Roß seinen Herrn auf dem Rücken, als es durch die Wölfe hindurchbrach und mit Windeseile davonstürmte.

Nach einer Weile hörte der Ritter heiferes Geheul, das ihn verfolgte, dann aber verstummte es. Er näherte sich bewohnten Plätzen.

In einem Fährhause am Rhein fand endlich Dudo die lang ersehnte Unterkunft.

Der Fährmann wunderte sich gar sehr über den Schlaf des Ritters; denn er schlief bis in die Mittagsstunden des folgenden Tags hinein, und über seinen Appetit, als er erwachte. Er wußte ja nichts von der übermäßigen Aufregung und Ermüdung des Mannes und auch nicht, daß derselbe über dreißig Stunden nichts mehr gegessen hatte.

Gegen den Abend dieses Tages zog der Ritter wieder in Speyer ein, wo er von seinen Leuten vermißt und überall gesucht worden war. Denn sein Lehnherr, Graf Ruprecht von Burenburg, war von Speyer aufgebrochen, um dem Abt Bernhard das Geleite zu geben, da derselbe nach Mainz und dem Rheingau ging, um dem Judenmorde zu steuern, den dort ein Mönch Namens Radulph angeregt hatte, indem er den Leuten vorpredigte, es wäre unnöthig, in's Morgenland zu ziehen, die Hauptfeinde Christi hätte man ganz in der Nähe, in den Juden.

Die Juden waren aber so verhaßt, daß man keiner besonderen Beredsamkeit bedurfte, um das Volk zu den gräßlichsten Schandthaten zu verleiten.

Bernhard war voll heiligen Zornes.

Nebenbei gesagt, gelang es ihm vollständig, den Greueln Einhalt zu thun, indem er den Mönch in seine Zelle wies und den Erzbischof von Mainz vermochte, mit ganzer Strenge gegen die Mörder einzuschreiten.

Dudo beeilte sich, auch Speyer zu verlassen und dem Zuge des Abtes und des Grafen nachzureiten. Es drängte ihn ebenso, sich dem Gefolge seines Lehnsheeren anzuschließen, als auch Bernhard sein Gelöbniß mitzutheilen. Als er sie unweit Mainz traf, war sein Erstes, daß er zu dem Abte trat und ihn um ein Kreuz und um seinen Segen bat.

Dieser erkannte Dudo sofort wieder, und aufs Höchste über dessen Umwandlung überrascht, pries er mit lauter Stimme Gott über seine Wunder, da selbst die trozigsten Söhne Deutschlands sich seinem Rufe beugen mußten, und weissagte einen glorreichen Erfolg diesem Kreuzzuge.

Am nächsten Morgen nahm Ruprecht von Lurenburg von dem Abte Abschied, der noch weiter den Rhein hinab das Kreuz predigte. Auch das Gefolge Ruprechts ging auseinander, da dieser sich auf seine Burg Sonnenberg begab. So sehen wir denn auch Dudo denselben Tag noch seiner Heimath zueilen.

„Hansel,“ sagte der Ritter zu seinem ihn begleitenden

Knechte, nachdem er fast den ganzen Weg gefinnet und geschwiegen hatte, beim Anblick seiner Burg: „Was wird unsere „Hausfrauen“ dazu sagen?“

---

### III.

#### Schwerer Abschied von der Heimath.

Das mächtige Eis des Winters 1146/47 war längst den Rhein hinuntergedonnert. Die Frühlingssonne schien. Unten im Rheinthale in den gut geschützten Gärten blühten schon die Kirschbäume. Allerdings auf den Höhen lag hier und da hinter einem Felsen oder in einer schattigen Waldecke noch ein Restchen Schnee und blinkte in dem umgebenden Grün wie Wäsche auf der Bleiche. Auch auf den Rheintwiesen hatte gar mancher Eisblock, den die Fluth auf das Ufer geworfen, der eintretenden Wärme getrogt, so sehr die zehrenden Sonnenstrahlen an ihm leckten.

Aber diese letzten Reste des Winters mochten den einziehenden Frühling nicht aufzuhalten. Neben dem Eisblock blühten am sonnigen Rain die duftigen Veilchen, neben den Schneeresten knospete der Wald, und tausendstimmiger Vogelgesang und ein erfrischender, Alles belebender, warmer Windeshauch verkündete das Erwachen und Athmen der Natur nach langem Todeschlaf.

Ostern war wieder im Lande, das herrliche Auferstehungsfezt.

Ostern, Ostern, Frühlingswehen,  
Ostern, Ostern, Auferstehen  
Aus der tiefen Grabesnacht.  
Blumen sollen fröhlich blühen,  
Herzen sollen himmlisch glühen,  
Denn der Heiland ist erwacht.

In dieser österlichen Zeit zogen Boten in den deutschen Gauen von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, um die Fürsten, Grafen, Ritter und Mannen, die zu Weihnachten auf die begeisterten Reden des Abtes von Clairvaux hin das Kreuz genommen hatten, gen Regensburg zu entbieten, wo unter Anführung Kaiser Konrads sich das Kreuzheer sammeln sollte zum erobernden Zug in's ferne Morgenland.

So war auch ein Bote unterwegs, der den Dudo von Müdelin zum Ausbruch mahnen sollte. Derselbe kam von Lorch am Rhein, wo das ganze Mittelalter hindurch sich ein Sammelpunkt für den rheinischen Adel gebildet hatte dadurch, daß einzelne Adelsgeschlechter dort wohnten, andere des geselligen Lebens wegen dorthin zogen und von den benachbarten Burgen aus dort häufige Zusammenkünfte stattfanden. Auch Dudo von Müdelin gehörte zu dem rheinischen Adel, obwohl er einige Stunden landeintwärts von Lorch in einem Seitenthälchen der Wisper seinen Wohnsitz hatte, und war mit den Lorchern von Kind auf befreundet.

Von den rheinischen Rittern hatten sich eine große Zahl dem Kreuzzuge angeschlossen, ebenso von der Lahn und den kleinen Nebenflüssen des Rheins. Vor Andern gehörten dazu: Gilchen von Lorch, Schewel von Waldeck, Worms von Greifenklau, ebenso die Herren von Sterrenberg und Liebenstein und von der Lahn der Bruder des Lehnsherrn von Dudo von Rüdelin, Graf Drutwin von Lurenburg, der eben die Burg Nassau baute, die später dem ganzen Geschlechte den Namen gab.

Von Lorch aus ritt der Bote in das nahe Waldthal der Wisper, wo damals viel mehr Verkehr herrschte, während jetzt nur noch massenhafte Burgtrümmer von früherer Herrlichkeit Zeugniß geben. Von der Wisper aber wandte er sich, die stolze, von steiler Höhe herabblickende Burg Rheinberg, wo das mächtige, Dudo von Rüdelin verwandte Rheingrafen-Geschlecht hauste, im Rücken lassend, einem Seitenthale zu, dem sogenannten Werferbachthale, an dessen äußerster Spitze auf einem Felsenvorsprung die Burg „Löpern“ stand, die frühere Stammburg der Lurenburger und der jetzige Wohnsitz Dudo von Rüdelins.

Das Werferbachthal zeigte sich im Gegensatz zu dem wilden Wisperthal als ein friedlich stilles Thälchen, das allmählig nach der Höhe aufstieg.

Bei einer Wendung des Baches aber, wo plötzlich eng herantretende Felsmassen und dunkler Hochwald das sonst lichte Thal verdüsterten, entsprang ein seit alter Zeit hochberühmter Mineralquell, der sogenannte Werfer-

brunnen, der schon längst von den Mönchen des benachbarten Klosters Schönau gefaßt und sowohl als Labetrunk wie zur Heilung von vielerlei Krankheiten benutzt wurde.

An diesem Brunnen traf der Bote den schon genannten Knecht Hansel, der dort einige Krüge mit dem kräftigen „Sauerwasser“ füllte, um sie nach der nahen Burg zu bringen. Der Bote, ein Lorcher Kind und vertraut mit Hansel, theilte demselben den Zweck seiner Reise und den Inhalt seiner Botschaft mit, worauf Hansel erwiderte: „Du bist ein Unglücksbote, und wenn Du nicht ein Bote wärest, oder ich könnte damit der Geschichte ein Ende machen, ich schlage Dich hier todt und mache Dich auf ewig stumm, daß nie Dein Anliegen hinauf nach der Burg dränge.“

Der Bote schien die Drohung des alten Knechtes nicht so schlimm aufzunehmen. Er lachte dazu, und der höchst gesprächige Alte setzte, seinen vorherigen Ausfall gleichsam erklärend, fort:

„O, was war das eine Heimkunft damals von Speyer, als wir das Kreuz genommen hatten! Wenn ich so alt werde wie Methusalem, denke ich daran. Damals lag noch Alles hier voll Schnee und Eis. Die sind längst das Thal hinuntergeschwemmt. Ach, ich wollte, das Andere wäre auch fort, und neue Hoffnung und neuer Frühling zöge auf die Burg. Was soll es nun jetzt wieder geben, wenn Du die Botschaft bringst?“

Damals hatte sich die junge Frau gefreut, wie noch

nie, auf unsere Wiederkehr. Sie hat sich immer gar sehr gefreut. In dieser Ehe herrscht viel mehr Liebe als sonst wo. Es hat gar zu lang gewährt, bis sie zusammenkamen. Da hängt eine ganze Geschichte daran.

Aber ich wollte erzählen, wie sich die junge Frau gefreut hat. Sie hatte ein Geschenk für ihren Mann, gar einzig und schön. Jedesmal, wenn sie daran dachte, wie ihr Mann sich freuen würde, lachte ihr das Herz, und eine Wonnethräne kam in ihr Auge. Es war in der Abwesenheit des Ritters ein Knäblein geboren.

Der Erstgeborene — weiß Gott im Himmel, ein „Prachtbub.“ Meine alten Augen haben sich, wenn sie ihn nur ansehen dürfen. Der Ritter aber ahnte nichts davon. Das sollte eine freudige Ueberraschung geben.

Ach Gott, es gab auf beiden Seiten eine Ueberraschung.

Als der Ritter seinen Buben auf den Arm nahm und ganz wonnetrunken sein Weiblein küßte, da sah sie das Kreuz auf seiner Schulter. Zugleich stieß sie einen Weheschrei aus, der Allen durch Mark und Bein drang, und fiel ohnmächtig zusammen. Von der Zeit an hat sie vier Wochen im Fieberwahnsinn gelegen. Wir dachten nicht, daß wir sie wieder gesund brächten. Das Wasser hier hat Wunder an ihr gethan. Morgen am Ostersfest wollte sie ihren ersten Kirchgang machen. Nun kommst Du mit Deiner Botschaft. Der heilige Florinus steh' uns bei, das wird schöne Ostern für uns geben!

„Doch sollst Du,“ fuhr der gesprächige Hansel fort,

„nicht etwa auf den Glauben kommen, als sei unsere „Hausfrauen“ nicht fromm oder gut, weil sie vor dem Kreuz erschrocken ist. Weshalb haben wir denn die beiden Klöster Schönau so nahe, das Mönchskloster und das Nonnenkloster? Weshalb ist sie denn selbst dort im Kloster aufgewachsen, da ihre Eltern früh starben? Weshalb ist sie die innigste Freundin der Nonne Elisabeth von Schönau? Weshalb führt sie immer so fromme Gespräche mit dem Abte Hildelin?

Ja, es ist wahr, sie hält nicht so viel von den Kreuzzügen wie andere Leute und wollte auch nicht, daß ihr Mann mitzöge, aber sie hat auch ihre guten Gründe dafür.

Sie sagt, ich habe es oft mit angehört und mir meine Gedanken darüber gemacht, man solle gegen die Sünde und die Sittenverderbniß, die in der Christenheit herrschten, zu Felde ziehen, das sei wichtiger als alle Kreuzzüge. Ein Herz, worin Christus wirklich lebendig geworden, sei Gott angenehmer, als das steinerne Grab selbst, worin nur der todte Christus gelegen habe, und um dessen willen sich Tausende opferten.

Sie fragte, ob denn die Menschen besser und Gott wohlgefälliger würden, nachdem sie so und so viel Türken abgeschlachtet hätten. Es geschähen ja Greuel, die nach Gott schrieen. Ihr Vetter, der Rheingraf Embricho, der dem ersten Kreuzzuge mit zwanzigtausend Kreuzfahrern nach Ungarn vorausgezogen sei, habe so viele Grausam-



keiten und Schreckensthaten verübt, daß er keine Ruhe finde im Grabe, sondern mit glühendem Panzer umherirre und die nächtlichen Wanderer bitte, für ihn zu beten und Almosen zu geben, damit er von seinen Qualen erlöst würde.

Sie fragte auch, ob es ein großes Glück für die Wallfahrer sei, wenn die heiligen Orte in den Händen der Christen wären. Die Pilger, die von dort kämen, berichteten übereinstimmend, daß die jetzigen christlichen Herrn und Gewalthaber ruchloser lebten und die Wallfahrer mehr ausplünderten als zu früherer Zeit die Sarazenen. Ob es daher nicht besser sei, statt auf Eroberungen auszugehen, mit den Ungläubigen einen Vertrag zu schließen, wonach sie die Wallfahrtsorte und die Wallfahrer frei ließen.

Jedenfalls sei es nicht nöthig, daß Jeder mitzöge und Leben und Gut opfere. Es gäbe auch noch andere Wege in den Himmel. Es seien schon vor den Kreuzzügen Leute in den Himmel gekommen und würden auch noch nachher in den Himmel kommen. Ihre Freundin, die Königin Elisabeth, hätte in ihren Büchern einen ganz andern Weg zum Himmel beschrieben, als Kreuzzüge mitzumachen.

Sie glaube, daß ein Mann, der daheim bleibe bei Frau und Kind und sein Haus und Land in Ordnung halte und in demüthiger Gottesfurcht lebe und fromm und treu seine Pflicht thue, noch besser Gottes Willen er-

fülle als der Mann, der Alles im Stich lasse, um eine abenteuerliche Kreuzfahrt mitzumachen, und dessen Wesen draußen verwilderte, während es daheim drunter und drüber geht.

„Das muß ja ein Gewaltzweib sein,“ sagte der Bote verwundert, „daß sie solche Dinge zu sagen sich getraut und nicht mehr Angst hat vor den Aebten und Mönchen.“

„Ei freilich ist sie das,“ sagte der treue Hansel sehr geschmeichelt. „Sie kann sich aber auch schon etwas herausnehmen. Denn sie ist der Liebling des alten Abtes Hilbelin. Wenn der Mönch Eckebert, der Bruder der Elisabeth, jener bleiche, lange, schwarze Mann, über dessen Gesicht kein Lächeln geht, Abt wäre, dann möchte es ihr übel er bekommen. Denn der sagt oft: Der Himmel würde sie noch heimsuchen über ihre keckerischen Worte, und behauptete, als sie krank wurde, das sei nichts als eine Strafe Gottes für ihre Hartnäckigkeit, mit der sie die Kreuzzüge bestreite. Aber unsere „Hausfrau“ läßt sich dadurch nicht irre machen. Sie ist eine echte Rheingrafentochter, muthig und frei und geschelter als ein halbes Kloster voll Mönche.“

Beide waren unter diesen Worten das Thal so weit herausgekommen, daß man die Gegend mehr überschauen konnte, und während die Burg „Söpern“ sich zur Linken vor ihnen erhob, sahen sie rechts einen uralten Thurm über die Waldbäume ragen.

„Das ist der „Kodel“ oder „Ködel“, wie die Leute sagen,“ erklärte Hansel. „Daher stammen die „Küdelins“. Dort saß auch sein Leben lang der alte Ritter „Broch von Küdelin“, der Vater unseres „Dudo“, bis er steif und gichtbrüchig ward. Von dort aus sandte er seinen Buben hinunter nach dem Kloster Schönau, daß er bei den Mönchen Latein lerne. Latein hat er wohl nicht viel gelernt. Denn Dudo hat von Kind auf lieber ein Pferd getummelt und ein Schwert geschwungen als über Büchern gefessen. Aber er hat dort auf der Wiese zwischen dem Mönch- und Nonnenkloster zuerst die damals sechs-jährige Mechtilde von Rheinberg gesehen und ist gar schnell mit ihr bekannt geworden. Denn sie waren Beide Wildfänge und Spielraben. Von dort her aber schreibt sich eine Liebe zwischen Beiden, die hernach sich probekaltig gezeigt hat unter mancherlei Anfechtungen. Als die Mechtilde herantwuchs, kamen die Freier von allen Seiten, durch ihre Anmuth und ihren Reichthum angezogen, aber sie wies alle ab, bis ihr Dudo kam, der ein gar mannlicher, berühmter Ritter geworden war. Dem reichte sie mit Vergnügen die Hand.

Die Grafen von Lurenburg aber räumten ihrem treuen und tapferen Mannen ihren Stammsitz „Löpern“, damit er einen bessern Wohnsitz habe als den Thurm „Kodel“, und gaben ihm noch mehr Land zu Lehen. Der Abt von Schönau aber, Hildelin, segnete selbst den Ehebund seiner beiden Lieblinge.“

In dieser Weise sang der alte Hansel das Lob seiner Herren, und es war seinem treuen Herzen eine wahre Wohlthat, daß er es so ausgiebig thun konnte.

Der Eintritt des Boten in die Burg bewirkte natürlich dort eine große Verstörung, wenn auch dieselbe nicht so stark war, wie sie sich der Knecht Hansel vorgestellt hatte.

Der Ritter Dudo und sein treues Ehegemahl hatten schon lange eine solche Botschaft vorausgesehen und sich geistig darauf gerüstet. Denn selbst Mechtilde, die stolze Rheingrafentochter, hatte sich ja gefügt und das Widersprechen ihres Herzens zum Schweigen gebracht. Wer hätte auch dem Alles überwältigenden, hochgehenden Ströme der Begeisterung für den Kreuzzug, der die damalige Zeit beherrschte, nachhaltigen Widerstand zu leisten vermocht?

Wo die starrsten Männer besiegt wurden, wo Kaiser und Könige sich beugten, konnte ein schwaches Weib nicht allein stehen, und wenn ihr Auge noch so klar sah und ihre Liebe zu ihrem Manne noch so treu und stark war. Als die schwere Krankheit über die Rittersfrau kam, als Dudo seine wunderbare Erzählung vorbrachte, und Mönche und Nonnen, vorzüglich aber der Abt Hilbelin und die Nonne Elisabeth ihren Zuspruch thaten, fing sie an, anderen Sinnes über den Kreuzzug zu werden.

Sie sah allerdings nicht wie der Mönch Eckbert in ihrer Krankheit eine Strafe Gottes über ihre Unfüg-

keit. Auch konnte sie nicht in den Wölfen böse Geister erblicken, wie Dudo; aber sie glaubte aus allen Fügungen heraus den Willen Gottes zu erkennen, daß ihr Mann den Kreuzzug mitmachen sollte, und dem Willen Gottes fügte sich ihr frommer Sinn unbedingt.

Wenn es der Wille Gottes war, ertrug sie leicht das Schwerste und brachte die größten Opfer. Sie hätte den Tod übernommen.

Und war das jetzt bevorstehende Scheiden in der Burg Löpern viel verschieden von dem Scheiden im Tode? Konnten diese Gatten, wenn sie jetzt sich trennten, Hoffnung haben, sich je wiederzusehen?

Die Erfahrung des ersten Kreuzzuges lag vor ihnen. Man wußte jetzt, daß nicht blos mit einem tapferen Feinde zu kämpfen war, sondern daß Seuchen, Hunger, Verrath und Hinterlist auf allen Wegen lauerten und von Zehn kaum Einer wiederkehrte.

Doch wenn auch im tiefsten Herzensgrunde noch ein Hoffnungsschimmer glänzte, (welcher Mensch giebt seine Hoffnung auf, solange er lebt?) war ein solcher Abschied nicht zugleich ein Entsagen alles Lebensglückes und dagegen eine Uebernahme von Sorgen, Noth und Kummer auf unbegrenzte lange Jahre?

Mußte nicht ein Vater und Gatte mit der höchsten Angst und Besorgniß erfüllt werden, wenn er in dieser räuberischen, gefehlofen Zeit sein geliebtes Weib und sein unmündiges Kind allen möglichen Gefahren preisgegeben,

schußlos zurückließ? Richtete er nicht oft voll heißen Heimwehes den Blick rückwärts, während es vorwärts hieß, neuen Entbehrungen und den blutigen Sarazenen-  
schwertern entgegen?

Und saß die Frau nicht auf ihrer Burg wie eine rechte Schmerzensmutter? Die Sorge war ihre Gesellschaft, böse Träume, bange Ahnungen ihr Besuch, Thränen ihre Erleichterung. Das Letzte von ihrem theuern Gatten hatte sie gesehen und gehört, als sein hoher Helmbusch unten im Thale verschwand, und nun mußte sie einsam, geduldig und betend harren, bis nach langen Sommern und Wintern der Wächter oben auf dem Thurme freudig in's Horn blies, um die Ankunft seines Herrn zu melden, oder um auch vielleicht niemals wieder aus diesem Grunde in's Horn zu blasen.

O, was waren unsere Vorfahren aus der damaligen Zeit starke, heldenmüthige Menschen; welche herrliche Begeisterung für solche fromme Gedanken, welche todesmüthige Entfagung, um dem Willen Gottes nachzukommen! Welcher Abstich gegen unsere kreuzflüchtige, schwachmüthige, glaubenslose Welt, die sich eben nur durch selbstflüchtige Gedanken und abgeblaßte Ideen regieren läßt!

Und wir dürfen nicht etwa zur Entschuldigung für uns sagen, damals seien die Herzen rauher und roher gewesen.

Die Herzen besaßen damals dieselbe Innigkeit des Gefühls wie heutzutage, aber sie waren stärker, weil sie

frömmere waren und demüthiger und einfältiger im Glauben.

Trotzdem blickte hoher Zorn aus den großen Augen Mechtildens, der Frau des Ritters Dudo, da der Bote und die Botschaft gemeldet wurde, und ihr ohnehin noch krankhaft bleiches Gesicht ward noch bleicher. Ohnmächtig wurde sie jetzt nicht mehr. Doch traf der Schlag sie hart genug. Das Schlimme kommt immer zu frühe, so lange es auch schon erwartet wird. Auch ist es nicht gleichgültig, zu welcher Stunde es kommt.

Die Rittersfrau hatte eben, nachdem sie die häuslichen Vorbereitungen zum Ostersfeste vollendet hatte, sich niedergesetzt und spielte mit ihrem nunmehr vierteljährligen Knaben, der lachend und vor Wohlbehagen strampelnd auf ihrem Schooße lag, sich dabei traulich mit ihrem Gatten unterhaltend, der an seinem Schilde und Schwertgriff polirte, aber seinen Blick und seine Aufmerksamkeit mehr seinen Lieben zuwandte.

„Er hat Deine Gestalt und Deine treuen Augen, Dudo“, sagte sie. „Und Deine Stirne und Deinen Mund,“ erwiderte er. „Er wird einmal so klug und so beredt werden, wie Du bist.“ „Und so tapfer und stark wie Du“, lächelte die Frau.

Es war ein Augenblick des reinsten, ehelichen Glückes, das ihre Herzen beseele, aus ihren Augen strahlte und in dem theuren Kinde seinen Mittelpunkt fand. O daß man dem Augenblick hätte sagen können: „Verweile,

du bist so schön!“ Solcher Augenblicke wird das junge Paar so bald nicht wieder genießen; denn siehe, da nahete schon der Störenfried, — die grausame Botschaft, die wie ein schreiender Mißton in die Seelenharmonie hineingellte.

Sollte die Frau nicht zornig blicken? Sie sagte sogar, ihren Dudo vorwurfsvoll anblickend: „Dudo, warum hast Du uns das gethan?“ und brach in einen Strom heißer Thränen aus.

Es waren aber diese Thränen und dieser Zorn nicht etwa eine Untreue der frommen Frau, sondern das ganz natürliche Aufzucken eines echt weiblichen Herzens, das so plötzlich sein ganzes häusliches Glück, das seine Welt, sein Alles war, dahingeben sollte.

Doch faßte sich die geistesstarke Rheingrafentochter am ersten wieder und war im Stande, ihrem Manne beizuspringen, der tief traurig und völlig niedergedonnert darsaß im schmerzlichsten Reuegefühl, daß er sich dem Kreuzzuge angeschlossen hatte. Er dachte nicht an sich. Der gute Dudo hatte kaum je an sich gedacht. Er dachte nur an Weib und Kind, und was aus ihnen werden sollte in seiner Abwesenheit.

Seiner Frau, die sein treues Gemüth durch und durch kannte und alle seine Gedanken wußte, that es furchtbar leid, daß sie ihn durch ein Wort des Vorwurfs betrübt hatte. Sie stellte sich neben ihn, das Kind auf dem Arm, und strich ihm die blonden Locken aus der tief umwölk-



ten Stirne. „Dudo, lieber Dudo,“ sagte sie in dem Vollton ihrer zärtlichen Liebe gegen ihn, „verzeihe mir, was ich im ersten Unmuth gesprochen habe. Es war nicht so gemeint, und sei getrost für die Zukunft. Wir stehen in Gottes Hand. Du hast ja das Beste gewollt und eine schöne That gethan, als Du Dich dem Kreuzzug anschloßest. Gott sieht das Herz an und weiß, wie Du es so wahrhaft fromm gemeint hast.

Was Du thust, Du thust es ja um Jesu, unseres Herrn und Heilandes willen. Wenn Du kämpfst, wenn Du blutest, wenn Du stirbst, so kämpfst Du und blutest Du und stirbst Du um Jesu willen. Vielleicht wäre es nicht nöthig gewesen, um das leere Grab so viele Opfer zu bringen, vielleicht wäre ein höheres Ziel würdiger, aber das ist ja nur die Ansicht eines armen Weibleins gewesen. Die Kirche will die Kreuzzüge. Die ganze Zeit drängt dazu. Du hast ihn gelobt. So gehe denn freudig hin in Gottes heiligem Namen. Unsere Gebete begleiten Dich. Der Herr sieht Deine Liebe, die Du zu ihm hast. Er wird mit Dir sein und Dich beschützen und Dich gesund wieder heimbringen. Um uns mache Dir keine Sorgen. Der Herr im Himmel, der versprochen hat, sich der Wittwen und Waisen anzunehmen, wird uns nicht verlassen und versäumen. Wir harren Dein, bis Du kommst, und wenn Du auch spät kommst.“

Aber das Herz der Frau war schwächer als ihre Rede. Bei den letzten Worten brach ihre Stimme und,

sie fing an, bitterlich zu weinen. Auch Dudo, der große, starke Dudo weinte wie ein Kind.

Er nahm den schönen, edlen Kopf seiner Frau in seine breiten, mächtigen Hände und küßte sie auf den Mund und küßte sie auf die Stirne, während heiße Thränen niederträufelten auf ihr Haar. Dann nahm er sein Söhnlein in den Arm und betrachtete es lange mit thränenumflortem Blick. Man sah es ihm an, wie er über ihm betete.

Seine Frau fühlte, wie ihr treuer Mann sie so unendlich liebte, wie er jeden Augenblick für sie sterben könnte, und daß er eben einen Schmerz durchkämpfte, an dem mancher Andere gestorben wäre, aber er mußte leben. Die Thränen, die sie weinte, thaten ihr wehe, als wenn sie Blutstropfen weinte, weil sie ihn nicht zurückhalten konnte.

Was waren das doch starke, fromme Menschen! Nicht einen Augenblick kam ein Schwanken über sie oder der Gedanke, an dem Gelöbniß zu markten und zu feilschen, so unaussprechlich groß auch ihr Schmerz war.

Fest und sicher gingen sie jetzt an die nöthigen Vorbereitungen, deren noch manche zu treffen waren, wenn auch Vieles vorgesehen war. Man konnte ihnen kaum das großartige Opfer ansehen, das sie zu bringen im Begriffe waren. Nur klangen ihre Stimmen womöglich weicher und ihre Worte zärtlicher und nachgiebiger als sonst, wenn sie auch wohl immer zärtlich und liebevoll

untereinander gewesen waren, und Mechtilde ließ ihre Hausgeschäfte völlig, um sich ganz und gar ihrem Manne zu widmen auf die wenigen Stunden ihres Zusammenseins. Hernach hatte sie Zeit, unendlich viel Zeit, das Haus wieder in Ordnung zu bringen.

Dudo aber war besonders der Nachgiebige. Er wußte, daß er seiner Frau diese letzten Stunden versüßte, wenn sie ihm recht viel Liebe erweisen könne. Er ließ sich außer Geld, das ein Kreuzfahrer reichlich haben mußte, noch manche Kostbarkeit aus ihrem reichen Schatze aufdrängen, zumal eine schwere goldene Kette, die sie von ihrem Vater geerbt hatte.

„Warum sollen sie in der Truhe liegen, diese Dinge? Ich trage sie nicht. Aber Dir können sie nützen,“ sagte sie.

Auch über den Hansel erhob sich ein kleiner Streit. Dudo hätte es gerne gehabt, daß er zum Schutze seiner Gattin zurückblieb. Aber auch hier siegte die Frau. Sie sagte: „Mir nützt der Hansel daheim nicht mehr, wie ein anderer Knecht, aber Dir kann seine Treue, seine Klugheit und Erfahrung in der heimtückischen Fremde manchen Dienst thun.“

So zogen drei Knechte und der Hansel mit Ritter Dudo in's Morgenland, während alle Anderen zur Bewachung des Schlosses zurückblieben.

Am andern Morgen läuteten die Osterglocken im Kloster Schönau. Von allen Seiten stiegen zahlreiche Kirchgänger von den Höhen hernieder in das liebliche

Thal. Auch Ritter Dudo und seine wackere Hausfrau Mechtildis waren unterwegs zum Gottesdienst.

Sie hatten seit ihren sonnigen Kinderjahren den Weg manchmal gemacht, aber so ernst feierlich war ihnen noch niemals zu Muthe gewesen. Es schien ihnen, als wäre es ihr zweiter Hochzeitstag, und doch war derselbe ganz anders gewesen. Der Bund, den sie heute schlossen, hatte viel höhere Bedeutung. Sie dachten kaum noch an die Zeit, sondern an die Ewigkeit. Aus ihrer Verbindung war ja für lange, lange Jahre, vielleicht für immer alle Freude ausgeschlossen. Das schwere Leid aber, das auf ihnen lag, und die Schatten der Trennung und des Todes, die ihre Seelen ängsteten, verklärten ihr ganzes Wesen. Sie fühlten Gottes Nähe, der ihnen allein helfen konnte, und in dessen Willen sie sich kindlich fügten, in einem viel höheren Maße als sonst. Auf ihren Stirnen lag eine fast himmlische Weihe.

Die Burg Löpern war vom Kloster Schönau nicht viel mehr als eine halbe Stunde entfernt. Eine Bergwand, welche die Gewässer des Rheines von den Zuflüssen der Lahn schied, lag dazwischen. Diese Steige war aber bald erreicht, und man schaute in einen von bewaldeten Höhen umgebenen Thalkessel, wo sich, von der Frühlingssonne beleuchtet, aus grünenden Wiesen die fast neuen Klostergebäude erhoben.

Das Kloster stammte aus jüngster Zeit und war erst vor zwanzig Jahren gebaut worden. Noch lebte der

erste Abt, ein früherer Ritter, Namens Hilbelin. Der Stifter des Klosters war der Vater von Dudo's Lehns-  
herrn, der Graf Drutwin von Surenburg, der auf der-  
selben Stelle, wo das Kloster stand, von einem Meuchel-  
mörder heimtückisch getödtet worden war. Den Mord  
und zugleich den Anlaß zu der Stiftung erzählt noch ein  
altes Gedicht, das nebst einem alten Bilde des Grafen  
in der Schloßkirche Schönau's aufbewahrt wurde und fol-  
gendermaßen lautete:

„Der edell Baron  
Als der mit Recht hat bezwungen  
Seine Feinde all' überwunden.  
Aber sein freier, kühner Muth,  
Den er trug under seinem eissen Hut.  
Was in ihm mit langer Dauren,  
Das geschag durch einen Bawren,  
Der macht sich baldt uff die Strassen  
Seinen Zorn wollt er nicht lassen.  
In einem Busch lag er verborgen.  
Er wacht den Abent und den Morgen  
Uff die Zukunff dieses Grassen,  
Des Dotts Er hat hart geschworen.  
Da kam geritten vundt Zellen  
Truthwin mit seinen Gefellen  
Zu Strudt hin uff dieser Gardt  
Da derselb' Bawr auch uff ihn wardt  
Er schoff den Grass uff dem Pferd,  
Das Er zu todt stürzt uff die Erdt.  
Die Noth der Grass auch mirket eben  
Diemeil er noch hatt' das Leben.

Er war dem geistlichen Leben holt,  
Er schätzt Silber und auch sein Golt,  
Schonam ein Kloster uff der Stadt  
Stiftt Er, da Er durchschossen wardt.  
Selig was des Graffen Truthwin,  
Des heiligen Patron sant Florin  
Ueberall sein Guth, Gült auch Renth  
Erbt Er in sein letzten Testament.  
Man schreib Datum, sag ich vorwar,  
Dausend, hundert zwanzig sechs Jahr.

Das so gestiftete Kloster nahm unter dem reichen und berühmten Abte Hilbelin und durch die Freigebigkeit der Lurenburger Grafen einen raschen Aufschwung, und die prächtige und geräumige Klosterkirche wurde besonders an Festtagen der Sammelplatz für die ganze Umgegend.

So herrschte jetzt blühendes Leben, zumal bald nachher kaum ein Steinwurf vom Mönchskloster entfernt ein Nonnenkloster gleichen Namens errichtet wurde, dort wo vor kurzer Zeit die ödste Waldwildniß und ein Aufenthalt für Mörder gewesen war. Die Frömmigkeit des Grafen hatte den dunkeln Mordgrund in eine Segensstätte verwandelt.

Doch wir wollen zu Dudo und seiner Gattin Mechtildis zurückgehen. Sie lauschten mit großer Andacht der Predigt, die ganz natürlich auf den nahen Kreuzzug besondere Rücksicht nahm.

Der Mönch Gesebert, der Bruder der heiligen Elisabeth, ein feuriger und gewandter Redner, predigte. Er

schilderte hauptsächlich das Grab Jesu und den Frieden, der nach den Mordgreueln von Golgatha im Garten Josephs von Arimathia eingekehrt sei, dann das neue Leben, das dort am ersten Ostermorgen so mächtig und herrlich hervorbrach, und fragte: „Soll dieses Stücklein Erde, welches in so hervorragender Weise durch den Gottesohn geheiligt und geweiht ist, soll diese Stätte, von wo gleichsam die christliche Kirche ihren Ausgang nahm, wieder in die Hände der Heiden kommen?“

Vertheidigst Du nicht mit Gut und Blut die Burg Deiner Väter und willst sie nicht Deinen Feinden überlassen? Ziehst Du nicht gegen die Tempelschänder und Kirchenräuber zu Felde? Dieser Ort ist mehr als Dein Vaterhaus, er ist mehr als das höchste Heiligthum, — er ist so heilig wie der Himmel selbst. Wer hier nicht nach Kräften mitwirkt und mitbetet und mitkämpft, der ist kein Christ mehr, der hat unseren Heiland nicht lieb.“

Selbst Mechtildis war von den begeisternden Worten des Mönches zu Thränen gerührt. Dudo's Augen leuchteten. Die Menge aber beneidete Alle und schätzte glücklich die, die den Kreuzzug mitmachen konnten. Ueberhaupt waren die Kreuzfahrer heute die Helden des Tages, die Jeder sehen, Jeder sprechen wollte.

Die hl. Elisabeth, die Prophetin von Schönau, trat zu dem Ritterpaare und nannte sie „Gottbegnadigte“, weil sie um Jesu willen kämpfen und leiden dürften, und verhiess ihnen eine gesegnete Zukunft.

Auch der treue Abt Hilbelin, der Beide wie Kinder liebte, sprach in ermuttigender Weise. „Ich würde selbst noch das Schlachtroß besteigen und mitreiten“, meinte er, „wenn mein schwacher Leib es nur aushielte. Aber Leute wie Du, Dudo, müssen mitziehen. Wer soll denn dem Kaiser die Schlachten schlagen helfen? Glaubst Du, Gott hätte Dir umsonst diese Heldengestalt gegeben und diesen starken Arm, das Schwert zu führen? Willst Du hinter dem Ofen sitzen, während Andere Dein Werk thun? Würde sich nicht selbst Dein Weiblein bis in den Tod schämen über eine solche Schlafmütze von Mann, der nicht dabei war, als Edessa wieder erobert wurde?“

Doch wir können noch mehr darüber reden. Ihr bleibt zum Essen hier. Wir müssen noch einen Becher Vorher zusammen trinken, Dudo, ehe wir scheiden. Wir trinken keinen mehr zusammen. Denn Du findest mich nicht mehr, wenn Du wiederkehrst. Aber Du wirst noch manchen Humpen leeren zum Andenken an den alten Hilbelin und wirst Dein Weiblein und Deinen Buben noch manchmal hier nach der Kirche führen. Denn Dein Schädel ist nicht dazu gemacht, daß den ein Türkenfäbel entzwei schlägt, und Dein Leib ist von zu fester Art, als daß die Sonne des Morgenlandes Dir etwas anhaben könnte. Du bist wie die knorrigen Eichen droben an Deines Vaters Haus. Denen thut auch Wetter und Sturm nichts.“

Die fröhliche Art des Alten that dem Paare außer-



ordentlich wohl. In viel gehobenerer, freudigerer Stimmung besuchten sie noch einmal die Spielplätze ihrer Jugendzeit. Auch kehrten sie viel gefasster und beruhigter heim, als sie am Morgen ausgegangen waren. Sie beteten daheim noch einmal so recht innig und vertrauensvoll miteinander.

Aber als die Stunden des Abschiedes näher rückten, (Dudo mußte die Nacht noch reiten, weil am nächsten Morgen in aller Frühe von Lorch aus der Aufbruch stattfinden sollte) wurden die Gefühle und die Thränen reichlicher.

Mechtilde, die sich noch in Folge ihrer Krankheit schwach fühlte, war vor Ermüdung, Thränen im Auge, eingeschlafen. Dudo wachte und sah mit liebendem Auge und betenden Lippen auf seine schlafenden Lieben. Der Knabe schlief auch. Siehe, da kam die Stunde des Abschiedes.

Die Rosse wurden im Burghofe vorgeführt. Von dem Geklapper der Pferdehufe erwachte die Frau. Sie sah zuerst verwirrt um sich, dann aber die ganze Sachlage erkennend, that sie einen gellenden Schrei, der durch die ganze Burg hallte. Verzweifelt klammerte sie sich an Dudo. „Dudo, ich lasse Dich nicht, Du darfst nicht fort. Ich sterbe sonst.“

Doch Dudo war jetzt der starke Mann, er wies auf das Kind, das schreiend in der Wiege lag, und sagte: „Ziehe den Buben groß und schütze die Burg, das ist Deine Pflicht.“ Dann küßete er sie, während Thränen

in seinen Bart tropften, und sprach: „Gott behüte Dich, treues Weib! Ich werde wiederkommen. Gott wird helfen.“

Er drängte sie darauf von sich und stürmte die Wendeltreppe hinab, daß die Rüstung an seinem starken Leib laut heraufklang.

Im Hofe leuchteten Fienfackeln dem nächtlichen Aufbruch. Mechtilde, die an das Fenster gestürzt war, sah wie ihr Mann sich auf das Roß schwang, und wie nun die Reiter über die niedergelassene Zugbrücke hinaussprenghen.

Noch einmal winkte er seiner theuren Gattin hinauf. Noch einmal leuchtete sein weißer Helmbusch, dann waren sie in der dunkelen Nacht verschwunden.

Mechtildis rang in verzweifeltcm Schmerz die Hände, und als sie Niemanden mehr sah, stürzte sie ohnmächtig zurück in das Zimmer.

---

#### IV.

##### Das Kreuzheer verrathen.

Dort, wo die gewaltige Donau ihre blauen Fluthen wälzt bei dem uralten Bischofssitz Regensburg, sammelten sich aus allen deutschen Gauen die frommen Schaaren der Kreuzfahrer. Dorthin hatte sie ihr natürlicher Anführer Kaiser Konrad berufen. Es war ein mächtiger

Andrang von Menschen. Wie aus kleinen Zuflüssen Quellen und Bäche entstehen, so bildeten sich aus den einzelnen Ritterhausen allmählig bedeutende Züge, die alle in Regensburg ihr Ziel hatten und am Ende eine ungeheure Menge darstellten.

Kaiser Konrad kam als einer der Letzten. In großer Pracht zog er mit seinem stattlichen Gefolge, in dem seine Brüder: der ehrwürdige Bischof Otto von Freisingen und Herzog Heinrich von Baiern, sowie sein Neffe Herzog Friedrich (später Friedrich Barbarossa), außerdem der alte Herzog Wolf, der Markgraf Odoaker von Steyrmark und Herzog Wladislaus von Böhmen und die Bischöfe von Basel, Passau und Regensburg besonders zu bemerken waren, im Lager der Kreuzfahrer ein. Er hatte in Nürnberg seinem Sohne Heinrich die Reichsregierung übertragen, in Bamberg seine Ostern gefeiert und kam nun, um Heerschau zu halten über das gesammelte Kreuzheer.

Ein so zahlreiches, wohlgeprüftes, herrliches Heer, wie dort bei Regensburg versammelt war, hatte Deutschland noch nicht gesehen. Der Glanz der Helme und Schilde blendete das Auge. Es strahlten von Gold und Silber die köstlichen Ziemere und Wappenkleider. Unabsehbar war der Wald der Lanzen und Speere und geziert durch flatternde lichte Fähnlein und Banner. Die Erde erbebte unter den Tritten der gewaltigen Schlachtrosse, als die Schaaren sich erhoben. Siebzigtausend war die Zahl der geharnischten Ritter ohne die Leichtbewaffneten zu Fuß

und das zahllose Fußvolk. Ganze Gegenden in Franken, Schwaben, Baiern und am Rhein waren von sämtlichen Rittern, Grafen und Herren verlassen. Niemand hatte daheim bleiben wollen. Sie hatten ihre Kämpfe und Fehden, die sie ja sonst nicht lassen konnten untereinander, für eine Zeit lang niedergelegt, und die sich sonst bis auf's Blut bekriegt hatten, zogen friedlich und freundlich nebeneinander her. Das höhere Ziel und das höhere Interesse hatte ihr Sonderinteresse verschlungen. Die wildesten und zornmüthigsten Gefellen hatten sich vom Geist der Frömmigkeit, der den Kreuzzug beseelte, getrieben, die Hand der Versöhnung gereicht.

Der Kaiser sah mit freudigem Stolge auf diese Macht, die allein stark genug war, um den ganzen Orient niederzuwerfen. Zugleich aber durchdrangen ihn bange Ahnungen, die plötzlich seine Wangen bleichten. Eine finstere Wolke zog vor die Sonne, die eben noch das Heer im hellsten Glanze gezeigt hatte, und hüllte Alles in düstere Schatten.

Wie viele von dieser Menge, die in vollster Jugend- und Manneskraft prangte, würden wiederkehren? Führte er nicht vielleicht dieses Heer, in dem die Blüthe der deutschen Ritterschaft vertreten war, nur in ein frühes Grab, und statt ein siegreicher Feldherr wurde er nicht vielleicht ihr Todtengräber?

Es war die Erinnerung an die Tausenden von Menschenleben, die der erste Kreuzzug gekostet hatte, die einen

Augenblick das starke Herz des Kaisers beschwerte. Aber er ermannte sich bald wieder und sprengte muthig die Reihen der Ritter hinab, die ihn mit lautem Jauchzen begrüßten. Dabei schien die Frühlingssonne jetzt wieder so klar und wonnig, als müßte Alles gut werden.

Anfangs Mai 1147 brach das Heer von Regensburg auf.

Wenn durch ein Zaubertwort jetzt dieser Heereskoloss von Regensburg nach Odeffa oder Jerusalem versetzt worden wäre und die Leute wären in derselben Zahl, in derselben Ausrüstung, in derselben Kraft und in der nämlichen Begeisterung dort angekommen, dann wäre das gesammte Türkenvolk, wenn es sich auf die Beine gemacht hätte, nicht fähig gewesen, ihrem ungestümen Andrang Widerstand zu leisten.

Die Türken waren ja auch am wenigsten schuld daran, daß unser Kreuzzug der unglücklichste von allen wurde und die meisten Menschenleben verlor, obgleich nicht ein einziger Kreuzzug sparsam darin war. Die eigentlichen Mörder der Kreuzheere sind stets die eigene Schwerfälligkeit und Unordnung, der schreckliche und ungeheure Weg, vor Allem die feindselige Gefinnung und die heimtückische List der Griechenkaiser gewesen, die damals noch in Constantinopel saßen und den größten Theil Kleinasiens und die spätere europäische Türkei in Besiz hatten, Länder, durch die die Kreuzfahrer kommen mußten, um Jerusalem zu erreichen.

Freilich waren die Griechen Christen, aber was für Christen! Von einer Begeisterung für das heilige Grab wie im Abendland konnte gar keine Rede sein. Sie war einfach nicht da. Dagegen übermog die Selbstsucht und die Furcht vor den Kreuzheeren weit ihre christliche Bruderliebe.

Ihr Reich stand auf gar morschen Stützen. — Ein Windhauch vermochte es umzublasen. Sie glaubten aber solche zutäppige „Barbarenheere“, wie sie die Kreuzheere bezeichneten, könnten eines Tages die Stützen umwerfen und ihr Reich vernichten. Da ihnen Niemand trauen konnte, trauten sie auch Niemanden. Um sich also selbst zu schützen, suchten sie, Freundschaft heuchelnd und jegliche Unterstützung mit Worten wenigstens zusichernd, die fremden Heermassen zu schädigen, wo sie nur konnten, und die durch Hunger und Strapazen geschwächten Leute verrätherisch in die Hände der mordgierigen Türken zu liefern.

In ihrer falschen und schändlichen Weise schafften sie sich allerdings die unbequemen Gäste für den Augenblick vom Halse, aber sie dachten nicht daran, daß vereinst die dadurch von ihnen geschückten Türken die Rächer würden für die elend untergegangenen Kreuzheere.

Hätte nämlich damals das feige, armselige Griechenvolk die gewaltigen Krieger des Abendlandes, die nur Friedliches gegen es selbst im Sinne hatten, ruhig gewähren lassen, daß sie mit ihren langen Schwertern nach Belieben im Türkenlande hätten haufen können, der Halb-

mond wäre niemals nach Constantinopel gekommen, und in Kleinasien wären die Stätten, wo die Apostel selbst das Christenthum gepredigt hatten, dem Christenthum erhalten geblieben.

Aber wenn wir jetzt fragen, warum dort, wo schon das Licht des Evangeliums aufgegangen war, es wieder finstere Nacht geworden ist, so liegt die Antwort in den Schrecken, die von dieser Mordrotte über die Kreuzheere gekommen sind. Die Millionen fromm begeisterter Gottesstreiter, die dort schnöder Selbstsucht geopfert wurden, haben Gottes Strafgericht herabgerufen. Diese Mörder sollten auch nicht mehr den Namen seines Sohnes führen, den sie im Geiste längst verlassen hatten. So hat es Gott gewollt.

Durch Ungarn ging es unserer Kreuzheere gut.

König Heisa von Ungarn, der sich um eines andern Thronbewerbers willen die Gunst des Kaisers Konrad zu erhalten suchte, versorgte das Heer reichlich mit Lebensmitteln.

Die Lebensmittelfrage war und blieb ja bei diesen Heeren stets die Hauptfrage. „Wo nehmen wir Brot her für so Viele?“ so klang es jeden Morgen neu.

Und so klang es bis Jerusalem und weiter. Alles Andere hätten ja die abgehärteten Leiber der damaligen Krieger ertragen, wenn sie nur Brot gehabt hätten.

Damals gab es aber keine Eisenbahnzüge, die Lebensmittel aus der Heimath besorgten, oder Proviantmeister,

die die Verpflegung der Soldaten ordneten. Jeder war gleichsam auf sich angewiesen.

Die Feldherrn schlossen wohl im Allgemeinen Verträge mit den Fürsten, durch deren Länder sie kamen, über Herbeischaffung der nöthigen Vorräthe, aber dann mochte jeder Einzelne zusehen und kaufen, soweit seine Mittel reichten. Natürlich sorgten die Herzöge und Grafen und Ritter und Herren, so gut es ging, für ihr Gefolge; aber auch dort gingen zuletzt die Kreuzer aus, und Schmalhans hieß der Küchenmeister, und wenn die Kreuzfahrer, die nichts mehr hatten, nicht verhungern wollten, mußten sie eben rauben und plündern.

Das gab denn Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten in Hülle und Fülle. Das Heer selbst zerstreute sich nach allen Richtungen, um zu fouragiren, und die Nachzügler und Vereinzelten fielen massenweise in die Hände ihrer Verfolger, die kurze Umstände mit ihnen machten und sie erschlugen.

Schwierigkeiten und Gefahren dieser und anderer Art begannen sofort mit dem Eintritt des Heeres in das griechische Reich und mehrten sich mit der Zeit bis in das Unerträgliche. Solange das Heer noch in Europa war, und in der Nähe von Constantinopel wurden noch ein Klein wenig Rücksichten gebraucht, weil man nicht wissen konnte, ob der deutsche Michel sich Alles bieten und gefallen ließ. Als das Heer aber einmal den Hellespont überschritten und den Boden Asiens betreten hatte,





hörte alle Verstellung auf, und man zeigte offene Feindseligkeiten.

Schon in Belgrad, wo das Kreuzheer zuerst nach Griechenland kam, überfiel Manchen bange Ahnung, zumal da der griechische Kaiser auf das Genaueste Fürsten und Ritter und ihr Gefolge und alle Bewaffneten und Unbewaffneten zählen und aufschreiben ließ.

Graf Ruprecht von Lurenburg, der ein gar scharfsinniger Herr war, sprach dort zu dem ihm befreundeten Dudo von Rüdelin, der gern in seiner Nähe ritt: „Jetzt wären wir in der Mäufefalle drin, ich wollte, wir wären wieder heraus. Wenn Gott uns nur vor diesen falschen Freunden schützt, mit den Türken wollten wir schon fertig werden.“ Nach einer Weile, da er tief nachgesonnen hatte, sagte er: „Dudo, ich glaube es wäre gut, wenn wir ein besonderes Bündniß gründeten zu Schutz und Trutz und zu gemeinsamem Handeln, vielleicht daß es möglich wäre, wenn ein Haufen Leute fest zusammenhielte, daß sie mancher Gefahr auswichen und zuletzt noch ein Loch in die Mäufefalle hineinbrächen. Du bist ja mit den rheinischen Rittern vorzüglich bekannt. Ich will mit Anderen reden.“

Das Bündniß kam wirklich zu Stande und hat den Einzelnen viel Vortheil geschafft und sie aus mancher Noth und Todesgefahr gerettet.

In Griechenland herrschte damals ein Kaiser Manuel,

ein Schwager des Kaisers Konrad. Allein diese Verwandtschaft übte nicht den geringsten Einfluß auf sein Betragen gegen die Kreuzfahrer. Im Gegentheil bemühte derselbe sich, den Franzosen, deren Kreuzheer einige Wochen nach dem deutschen aufgebrochen war, eine viel größere Zuborkommenheit zu zeigen.

Die Deutschen hatten es nicht verstanden, sich bei den Griechen in besonderen Respect zu setzen. Wenn Letztere auch die Größe und Leibesstärke der Krieger bewunderten, so spotteten sie andererseits über ihre Unbeholfenheit, ihre Leichtgläubigkeit und treuherzige Einfalt und scheuten sich nicht, dieselben sich zu Nuße zu machen.

Das damalige Griechenvolk war eben eine feige, ehrlose Rotte, die Jedermann anlog und zu betrügen suchte, und die alle diejenigen, die sich durch ihre Worte täuschen und hinter das Licht führen ließen, für Dummköpfe hielt.

Der ehrloseste, verlogenste und dabei schlaueste Schurke war der Kaiser Manuel selbst, dessen Schlechtigkeit nur von seiner Feigheit übertroffen wurde. Ihm war es ein Leichtes, dem Kaiser Konrad, seinem braven und ehrlichen Schwager, etwas vorzuschwindeln, da derselbe kein Arg kannte, sondern selbst treu und wahrhaftig auch an die Treue und Wahrheit der Anderen glaubte. Nur desselben ernstes, entschiedenes und mannhafes Auftreten hielt die frechen Griechen vor größerer Anmaßung zurück.

Die gewandten und glattzüngigen Franzosen, die die Griechen mit gleich falscher Münze bezahlten, wußten

viel besser mit dieser Nation fertig zu werden und genossen dreimal mehr Ansehen und Bequemlichkeit. Für die Deutschen hatte man nur Hohn und Spott. Selbst an dem Hofe zu Constantinopel erzählte man sich nur lustige Geschichten über sie.

Manchmal gaben sie auch wirklichen Anlaß. So war eines Abends in Philippopolis in einer Schenke ein Gaukler aufgetreten, der mit einer abgerichteten Schlange verschiedene Kunststückchen machte. Er gedachte damit die anwesenden deutschen Kreuzfahrer zu erfreuen, aber diese, die niemals etwas Aehnliches gesehen hatten, entsetzten sich über die Maßen in der Meinung, hier seien höllische Kräfte thätig und erschlugen in blindem, einsältig frommem Eifer den Gaukler als einen Schwarzkünstler und Teufelsgenossen.

Der Vorfall machte viel Aegerniß, er gab sogar zu größerem Blutbergießen Anlaß, aber fast noch schlimmer war es, daß man überall über die dummen Deutschen lachte.

Ein anderes Ereigniß diente noch mehr zum Lachen, obwohl es sehr ernster Natur war und die Deutschen gewiß nicht dafür konnten. Ein Theil des deutschen Heeres hatte sich bei Chärobacha in einer Niederung zwischen zwei Fließchen, wo sich fette Weide für ihre ausgehungerten Pferde bot, gelagert. Da war in der Nacht ein graufiges Wetter gekommen, ein Sturmwind, der die Zelte zusammenschlug, und eine Art Wolkenbruch, der die Flüsse

überflchwemmte. Durch die entstehende Wassersnoth gingen soviel Menschenleben verloren, als nur vielleicht eine Schlacht gekostet hätte.

Dieser Verlust, der dem deutschen Kaiser ungemein nahe ging, weil man ein Zürnen des Himmels darin sah, machte den Griechen merkwürdiges Vergnügen. Sie lachten in heller Schadenfreude und sagten: Solche Dinge könnten eben nur den dummen Deutschen passiren.

Aber als Kaiser Konrad gegen den ausdrücklichen Wunsch von Kaiser Manuel, der sie aus Furcht gern an einer andern Stelle über den Hellespont nach Asien übergefekt hätte, direct auf Constantinopel losmarschirte und das ganze Heer in schönster Ordnung an den Mauern der Hauptstadt vorüberzog, von wo man aus nächster Nähe die Riesen in eiserner Rüstung sehen konnte, wie sie auf ihren gewaltigen Schlachthengsten daherstürmten, zitterte das Volk in bleicher Angst vor dem übermächtigen Anblick, indem es sich seiner Sünden wohl bewußt war und fühlte, daß wenn die kriegerischen Deutschen Ernst machten, sie ihre Mauern vor den gewaltigen Schwertern derselben nicht lange schützen würden.

Allein das fromme deutsche Heer wollte ja keine Rache nehmen und keine Eroberungen machen, es zog nach Pera, um von dort nach Asien übergefekt zu werden und dann auf dem nächsten Wege nach Jerusalem zu ziehen.

Es gab drei Wege durch Kleinasien für die Kreuz-

fahrer nach Jerusalem. Alle drei wurden bei diesem Kreuzzuge benutzt. Die kürzeste Straße, welche auch Gottfried von Bouillon gegangen war, führte über Iconium, den Sitz des türkischen Fürsten in Kleinasien. Man gelangte auf derselben ungefähr in siebzehn Tagereisen in das Gebiet von Antiochien, welches damals noch in den Händen der Christen war. Doch war dieser Weg unstreitig der gefährlichste. Er führte hauptsächlich durch türkisches Land, wo hohe Gebirge und tiefe Schluchten zu überwinden waren. Er wurde von Kaiser Konrad gewählt, der im Vertrauen auf die Stärke und Kriegsfähigkeit seines Heeres leicht aller Schwierigkeiten Herr zu werden gedachte.

Die längste Straße war die gefahrloseste. Sie ging längs der Meeresküste und hatte darum vielerlei Krümmungen und Umwege. Allein sie berührte die reichsten und bevölkertsten griechischen Handelsstädte, wie Smyrna, Ephesus, Laodicea, und wenn diese Städte nur einigermaßen ihre Pflicht thaten und ihr gegebenes Wort erfüllten, mußte ein solches Heer, das diesen Weg einschlug, im besten Zustand in Antiochien ankommen.

Diesen Weg nahm ein großer Theil des deutschen Heeres unter Anführung des Bischofs Otto von Freisingen, des Bruders von Kaiser Konrad.

Die dritte Straße, die zwischen beiden, sowohl was Kürze, als auch Gefahr anbelangte, die Mitte hielt, führte durch das alte Sydien und Philadelphia. Die-

selbe wurde von dem König von Frankreich und seinem Heere angetreten.

Die drei Heerhaufen wurden von griechischen Truppen, griechischen Wegweisern und griechischem Verrath begleitet.

Am wenigsten hatte Otto von Freisingen zu leiden. Sein Heer hatte doch nur eine Hungerkur durchzumachen. Keine der griechischen Städte nahm nämlich die deutschen Truppen, wie es vorher ausgemacht war, in ihre Thore auf. Die Lebensmittel wurden an Stricken von den Mauern herabgelassen, nachdem zuerst das Geld hinaufgeschickt werden mußte. Gar häufig aber kam für das hinaufgeschickte Geld nur ein Hohngelächter herunter oder verdorbene Speisen, ja sogar hin und wieder vergiftete Sachen. Die nackte Verzweiflung der Kreuzfahrer und ihr ohnmächtiges Wuth- und Rachegeschrei wurde mit neuem Hohngelächter erwidert. Nirgends war irgend ein Erbarmen sichtbar, sondern nur der feindseligste Haß und heimtückische Falschheit. Viele vom Hunger Erschöpfte wurden jedoch vom Heere weggelockt und weggefangen und von den griechischen Söldlingen, die eigentlich die Kreuzfahrer schützen sollten, heimlich getödtet.

Schlimmer erging es schon dem Könige von Frankreich, der außer dem Mangel an Lebensmitteln noch mit verrätherischen Wegweisern und den Türken zu kämpfen hatte. Aber auch von seinem stattlichen Heere gelangten Ueberbleibsel nach Antiochien und Jerusalem.

Doch am ärgsten litten die Truppen des Kaisers

Konrad selbst. Sie erreichten weder Jerusalem noch Antiochien, noch Iconium. Das ganze herrliche Heer ging vielmehr in den Bergen Cappadociens zu Grunde. An ihm gerade wurde aber auch die schändlichste Verrätherei geübt.

Das Verätheramt hatte der griechische Kaiser dem Hauptmann der Waräger, dem Koluthus Stephanus übertragen. Es hätte sich jeder Grieche dazu geeignet, denn Listen und Lügen war des Volkes Element, doch Keiner hatte ein zu dem Zwecke so passendes Außere wie Stephanus, und Keiner besaß eine solche fast zauberische Ueberredungsgabe.

In diesem Jünglinge schien die ganze Schönheit der alten Griechen wieder lebendig geworden zu sein. Seine Erscheinung vereinigte die Heldenkraft und Schönheit eines Achilles mit der Sanftmuth und Treue eines Patroclus. Niemand hätte geglaubt, daß in diesen fast unschuldigen Kinderaugen tückische Falschheit wohnen, daß dieser reizend geformte Mund Lügen sprechen könne. Es wird uns so schwer zu glauben, daß äußere Schönheit mit Schlechtigkeit gepaart sein kann, während doch manche glatte, zierliche Schlange ihre heimlichen Giftzähne besitzt, und manche Giftblume ein verlockendes Gewand hat.

Man hätte eher an des Himmels Einsturz als an des Stephanus Verrätherei geglaubt, so sehr hatte er mit seinem einnehmenden Wesen alle Herzen gewonnen. Er war der erklärte Liebling des ganzen Heeres, zumal aber



des Kaisers, in dessen Gefolge und Zelt er sich fast immer befand.

Mit den Rittern trieb er Kampfspiele, in welchen er ein Meister war, und dem Kaiser sang er mit wundervoller Stimme zum Saitenspiel oder erzählte mit schwärmerischem Ausdrucke von den großen Zeiten des Griechenvolkes, von seinen Dichtern und Denkern, von seinen Staatsmännern und Helden, und der hochsinnige Hohenstaufe lauschte mit Entzücken dem Klange der Lieder und den beredten Worten, die eine neue Welt vor ihn hinzauberten.

Dieser Stephanus, der mit einem kleinen Heere Griechen das deutsche Kreuzheer begleitete, rieth dem Kaiser Konrad, da er im Begriff war, nach Kleinasien hinein zu marschiren, sich nur für wenig Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Das an sich schon schwerfällige Heer würde durch das unnütze Gepäck noch schwerfälliger. Dagegen würden sie Iconium in acht Tagen erreichen, und dort wäre ihnen Gelegenheit gegeben, sich frisch zu verproviantiren.

Es wurde für das deutsche Heer verhängnißvoll, daß der Kaiser sich von dem schurkigen Griechen, der ja recht wohl wußte, daß kaum drei Wochen hinreichten, nach Iconium zu gelangen, überreden ließ. Diese leichtsinnige Ausrüstung der Kreuzfahrer war der erste Schritt ihrer völligen Vernichtung und Auflösung.

Stephanus im Geheimen triumphirend führte das

des Weges unkundige Heer statt in die reichen Ebenen Thyaoniens in weglassige Gebirgseinöden, wo sie in wenig Tagen ihre Borräthe aufzehrten. Und nun fing der Jammer an. Nahrung war fast nirgends zu finden, während den Schmach tenden und von Hunger Geschwächten eine Steintüste entgegenstarrte, wo gährende Abgründe und schwindelnde Pässe tausendfachen Tod droheten. In der That gingen täglich viele Hunderte theils durch Mangel, theils durch Verirren, theils durch Verunglücken zu Grunde. Dem Kaiser aber sang der Grieche seine Zauberlieder.

Das Vertrauen der Deutschen ist außerordentlich und ihre Geduld sprichwörtlich, aber zuletzt mißtrauten sie doch dem Griechen, und ihre Geduld ging zu Ende. Sie verlangten die Bestrafung des Verräthers.

Selbst der Kaiser durfte nicht länger schweigen, obwohl es ihm hart fiel, seinen Liebling zur Rechen schaft zu ziehen. Er hatte sich von den schreienden Nothzuständen des Heeres überzeugt und Alles viel schlimmer gefunden, als er vermuthet hatte.

Kaiser Konrad war ein rauher Kriegermann, der gewißlich nicht Berweichlichung liebte. Einer seiner Wahlsprüche hieß: „Die Erde ist des Kriegers Bett, der Himmel seine Decke und der Harnisch sein Haus.“ Aber er hatte Thränen im Auge, als er das ganze Glend auf einem Rundgang durch das Lager gewahrte.

Die riesenhaften Menschen, die in ihrer wilden,

trozhigen Kraft den Kampf mit einer Welt schienen aufnehmen zu können, hatten trotz ihrer Abhärtung und ihrer Gewöhnung an Anstrengungen und Entbehrungen aller Art den Kampf mit den Strapazen und den Gefahren des öden Gebirges und zumal den Kampf mit dem Hunger nicht durchzuführen vermocht. Sie waren zu Skeletten abgemagert, und die abgematteten Gestalten mit ihren hohlen Wangen und ihren tiefliegenden Augen schauten muthlos und verzweifelt in die Zukunft.

Am trostlosesten sah es bei den einzelnen Wallbrüdern aus, die blos mit Hirtenstab und Hirtentasche versehen, sich in Massen dem Kreuzzuge angeschlossen hatten. Sie starben geradezu Hungers oder wurden, wenn sie nach Nahrung umherschweiften, von Türkenhaufen, die schon hier und da sichtbar wurden, niedergemacht. Wenn nicht die fromme Begeisterung, die selbst noch im Sterben sie aufrecht erhielt, gewesen wäre, sie hätten nicht ausgedauert.

Allerdings nahmen sich hier und da die Menschenfreunde der hungernden Masse an, indem sie von ihren Borräthen mittheilten, oder indem sie wie Dudo von Rüdelin ihre Geschicklichkeit in der Jagd benutzten, um den Armen hin und wieder eine Beute zu verschaffen, doch Allen konnte nicht geholfen werden.

Damals, als der Kaiser mit seinem Gefolge einen Kundgang durch das Lager machte, hatte Dudo fast vor den Augen des Kaisers gerade diesem Theil hungernder

Kreuzfahrer einen feisten Bock, den er auf der Jagd erlegt und auf der Schulter heimgetragen hatte, sich den Schweiß abwischend hingeworfen und sie mit seinen treuen Augen ansehend gesagt: „Da thut Euch ein Gutes daran!“

Die auf Knochen und Haut abgemagerten Männer aber hatten sich in wilder Eier über das Jagdthier hingeworfen und das noch aus dem Munde sickende Blut aufgeleckt, ehe sie zur Berlegung desselben schritten.

Dudo selbst sah man die Entbehrung an. Allerdings hatte Drutwin von Lurenburg, der erfahrene und kluge Anführer der rheinischen Ritter, gerade weil der Grieche auf schlechte Verproviantirung drang, für ausreichende Lebensmittel gesorgt; aber der gute Dudo wollte lieber selbst hungern als Andere hungern sehen und hatte von seinem Theil stets mit vollen Händen ausgetheilt, daß ihm für sich nur immer wenig übrig blieb.

Jetzt trat der Kaiser an ihn heran. „Das war eine schöne That, Ritter“ sagte er. „Du hättest das Wild selbst brauchen können. Denn ich sehe, Du leidest selbst Noth. Doch wie ist mir? Kenne ich Dich nicht? Du heißt Dudo von Müdelin. Dir gab ich in Speyer den heiligen Bernhard in Hut und habe mich noch nicht bei Dir bedankt. Ich bin also noch in Deiner Schuld. Ich will Dir eine Bitte gewähren, wenn sie in meiner Macht steht, soll sie erfüllt werden.“

Dudo wurde bald roth und blaß in seiner Schüchternheit, dann aber sich ermannend sagte er: „Für mich

habe ich nichts zu bitten, Herr Kaiser, aber da ich bitten darf, möchte ich doch eine Bitte an Dich richten: Entlasse die Griechen aus dem Lager! Graf Drutwin sagt, sie seien unser Unglück. Mein Knecht Hansel aber hat von Pilgern, die schon die Straße gezogen sind, herausgebracht, daß wir falsche Wege geführt werden. Ich selbst aber klage den Stephanus Koluthus an, daß er heimlich mit den Türkenhunden verkehrt. Ich habe heute auf der Jagd, hinter einer Felswand verborgen, beobachtet, wie er einem türkischen Anführer ein Stellbildein gab. Und wenn Du mir eine besondere Gnade erweisen willst, Herr Kaiser, so laß mich nach Ritterbrauch mit dem Stephanus kämpfen auf Leben und Tod. Ich will ihm beweisen, daß er ein Verräther und ein Schurke ist.“

In dem Gefolge des Kaisers hörte man ein fast lautes Beifallsgemurmel. Man schätzte damals den Mannesmuth gar hoch. Ein Kampf aber mit dem Griechen galt für keine Kleinigkeit. Denn wenn man auch ihm zu mißtrauen begann, mußte doch Jeder bekennen, daß er eine hohe, fast unübertreffliche Meisterschaft in den Waffen besaß.

Auch der Kaiser betrachtete mit einem gewissen Respekt den einfachen Ritter, der sich bisher durch nichts ausgezeichnet hatte, und der nun einen so hohen Kampf forderte; zugleich aber ergriff ihn der Unmuth, daß man seinen Günstling so schlimm verklagte.

„Du bist kühn, Ritter,“ sagte er, „und sprichst eine

Beschuldigung aus, die nur mit Blut gesühnt werden kann. So sollst Du denn den Kampf haben, den Du verlangst. Aber hüte Dich, daß Du Deine Anklage nicht mit dem Leben bezahlst. Wir werden nicht dazwischentreten, wenn der Grieche mit Deinem Blute seine Schmach abzuwaschen sucht.“

Als der Kaiser von seinem Gang zurückkehrte, empfing ihn vor seinem Zelt der Grieche mit seinem bezauberndsten Lächeln. Doch Konrad war nicht in heiterer Stimmung. Der Zustand seines Heeres lag schwer auf seinem Gemüthe. Seine Stirne war düster umwölkt und seine Augenbrauen finster zusammengezogen, und mit donnernden Zornworten fuhr er den geschmeidigen Griechen an: „Bist Du ein Verräther, Stephanus?“

Dieser stürzte bleich und zitternd dem Kaiser zu Füßen und rief in leidenschaftlichem Tone: „Tödt mich, großmächtigster Kaiser und Herr! Ich will nicht länger leben, wenn ich Dein Vertrauen verscherzt habe.“

Der gute Kaiser, der so gerne seinem Liebling glaubte, war geneigt, sich auch diesmal täuschen zu lassen. Der schlaue Grieche hörte es schon an der Stimme, wenn die Worte Konrads auch noch rauh genug klangen. Daß der Grieche lieber sterben wollte als sein Vertrauen verlieren, rührte den Kaiser. Er konnte nicht wissen, daß das Benehmen des Griechen nur ein elendes Schauspielerstückchen war. Solche abgefälschte Heuchelei kam damals in Deutschland nirgends vor.

„Du bist angeklagt,“ sagte der Kaiser, „mit den Türken Verkehr gepflogen zu haben. Ein mannhafter Ritter vom Rhein will die Wahrheit seiner Behauptung beweisen durch einen Kampf mit Dir auf Leben und Tod. Das ist eine furchtbare Anklage, und wenn es sich ja so verhielte, daß Du als Christ mit den schlimmsten Feinden der Christenheit Dich zusammenthätetest, um uns hier im Kreuzheere, die wir Leib und Leben, Gut und Blut für die heiligste Sache der Welt dransetzen, zu verderben, ich würde Dich ohne Erbarmen von vier Pferden lebendigen Leibes zerreißen, Dich von wilden Hunden aufzehren lassen und Deine schwarze Seele der Hölle übergeben, wohin sie gehöret.“

Es war für den Griechen gut, daß er noch zu den Füßen des Kaisers lag. (Diese Art niederzufallen war morgenländische Sitte und wurde stets von den Deutschen, die frank und frei ihren Fürsten gegenübertraten, verachtet.) Niemand sah dadurch, wie er sein Gesicht niederbeugte, wie er auf den Tod erblaßte, als der Kaiser von seinem Verkehr mit den Türken redete. Der Kaiser selbst, wenn er dieses von Schrecken verzerrte Gesicht seines Günstlings gesehen hätte, hätte nicht länger an seiner Schuld gezweifelt.

So hatte der Grieche Zeit, sich zu erholen, und als er endlich aufsprang, glühte sein Gesicht vor Zorn und Entrüstung.

„Wenn Du je Zuneigung zu mir gehabt hast, edel-

ster und größter aller Fürsten," rief er, „so gib mir die Gnade, augenblicklich mit diesem Ankläger kämpfen zu dürfen, um ihn seine schändliche Lüge mit dem Leben bezahlen zu lassen. Kann es eine größere Frechheit geben, als eine solche Unmöglichkeit zu behaupten? Man möchte fast glauben, daß ein biederer und ehrlicher Deutscher dazu unfähig wäre. Wahrscheinlich ist er von den Scharfsichtigsten Keiner, und hat sich durch irgend ein Spiegelbild oder Trugbild täuschen lassen.

Der Arme, er könnte mich fast dauern, er soll jetzt bluten für seine Einfalt und Dummheit. Doch es muß sein, er muß sterben schon für die Kühnheit, meinen Namen in den Staub gezogen zu haben.

Doch wenn ich mir es überlege, es liegt ja kein Sinn darin, wenn ich den Mund, der mich anklagt, alsbald zum Schweigen bringe. Wäre es nicht schöner, daß ehe ich ihn züchtige, er laut bekennen muß, er habe Unrecht gehabt? Vernünftiger wäre es jedenfalls. Denn der Mann kann todt sein, aber der Verdacht lebt weiter. Wenn ich mich jetzt nicht gründlich reinige und rechtfertige, wird es jedesmal, wenn das Heer in die Enge kommt, heißen: Der Grieche hat uns verrathen, und es werden Etliche aufstehen, die Gespenster sehen am hellen Tag und ihr Leben dafür einsetzen. Ja ja, es ist besser, sich zuerst völlig zu reinigen.

Natürlich aber lege ich es in die Hände Deiner Weisheit, großmächtigster Herr und Gebieter! Beschließest



Du sofortigen Kampf, so bin ich bereit, — willst Du mir Zeit vergönnen, mich zuerst zu rechtfertigen, so ist es mir noch lieber. Aber dazu bedarf ich es, daß Du mir das schon entzogene alte Vertrauen noch ein paar Stunden weiter gewährst, damit ich das Heer heute Abend noch eine Weile führe. Dann soll die aufgehende Sonne morgen meine glänzende Rechtfertigung beleuchten, und zugleich mag der Zweikampf stattfinden.“

Er warf sich heißflehend dem Kaiser zu Füßen: „Herr, Du hast mir schon so oft vertraut, vertraue mir noch einmal!“

Der Kaiser war vollständig besiegt. Er hielt für die Sprache der Unschuld, was eben vollendete Schauspielkunst war.

Doch Andere, die auch den Griechen beobachteten, kamen zu anderem Resultat. So flüsterte der Graf Drutwin dem Herzog Friedrich von Schwaben, unter dessen Oberbefehl sich die rheinischen Ritter gestellt hatten, in's Ohr: „Er ist feige, er will dem Zweikampf ausweichen und sinnt dabei auf Verrath.“

Herzog Friedrich aber trat vor den Kaiser und sagte: „Oheim ich würde den Kampf stattfinden lassen, ehe ich mich dem Griechen anvertraute. Der Ritter Dudo ist einer der frömmsten und bravsten Ritter im ganzen Heere. Nie hat er eine falsche Rede geführt oder ist eine Unwahrheit aus seinem Munde gekommen. Zudem ist seine Anklage nichts Anderes, als was schon längst im

Heere als ein leises Gerücht umherging. Der Herr Stephanus, wenn er seines Sieges so gewiß ist, kann ja auch noch nach dem Kampfe uns führen. Auf ein paar Stunden Verzug kommt es nicht an.“

Der Ansicht des Herzogs Friedrich stimmten die Meisten aus dem Gefolge des Kaisers bei. Aber der edle Fürst, der in dem Griechen einen ebenso edel denkenden Mann, wie er selbst war, vermuthete, wollte denselben nicht verleken, indem er ihm das Vertrauen entzog, um das derselbe bettelte.

„Wir wollen ihm vertrauen“, sagte er. „Laßt das Lager aufbrechen und uns marschfertig machen. Er soll seinen Willen haben und uns noch etliche Stunden führen.“

Ich werde einem Menschen so leicht nicht das Vertrauen entziehen. Denn das Vertrauen seiner Mitmenschen ist des Menschen bestes, aber zugleich sein letztes Gut. Ich würde selbst einem Verbrecher vertrauen, wenn er mich um Vertrauen anspräche. Ich habe gefunden, daß je mehr ich Vertrauen den Menschen entgegenbrachte, ich am wenigsten getäuscht wurde.“

„Du magst bei ehrlichen Deutschen Recht haben, Ohm,“ sagte Friedrich, „aber bei den Griechen nicht. Sie wissen Dein Vertrauen nicht zu schätzen.“

Der rücksichtslos vertrauende Character des Kaisers, wenn er auch ein Fehler war, entsprach seinem tapferen, großen Sinn, dem alles ängstlich mißtrauisch sorgliche Wesen fremd war. Diesmal aber wurde sein Vertrauen,

das er dem unwürdigsten Gegenstand entgegenbrachte, verhängnißvoll. Er hätte mehr als dem Griechen, Dudo's scharfem Auge, seiner wahrheitsliebenden Zunge und seinem starken Arme, der sicher den Verräther gezüchtigt hätte, vertrauen sollen. Denn allerdings bestand eine Verbindung zwischen den Griechen und den christenfeindlichen Türken. Das sollte sich zeigen, als die Sonne des nächsten Tages aufging.

Der Grieche, dem durch des Kaisers Befehl wieder die Führung übertragen war, hatte das Heer, als es fast schon dunkle Nacht war, in eine enge Schlucht hinabgeführt, indem er heimliche Winke gab, man sei in der Nähe von Iconium.

Das Gerücht, man sei in der Nähe von Iconium, und Stephanus wolle den Kaiser damit überraschen, verbreitete sich rasch genug durch das Heer, und in der freudigen Hoffnung auf nahen Kampf und Sieg und Lebensmittel schloß man prächtig im deutschen Lager, aber um am Morgen des nächsten Tages desto schrecklicher enttäuscht zu erwachen.

Das Kreuzfahrerheer war durch des Griechen arge List in eine der engsten und unzugänglichsten Schluchten des ganzen Gebirgs gebracht worden und saß wie in einem Gefängnisse. Denn oben auf den Höhen wurde beim Tagesanbruch das türkische Heer sichtbar, das alle Ausgänge besetzt hielt. Jetzt wurde Jedem die teuflische Verrätherei des Griechen klar. Er hatte das Kreuzheer,

statt es auf richtigem Wege zu führen, in die Hände seiner Todfeinde, der Türken, geliefert.

Auch der Kaiser erwachte aus seinem Wahn, und es war ein furchtbares Erwachen. „Wo ist der Grieche?“ fragte er in rasendem Zorne. Aber umsonst war seine Frage. Der Grieche war mit seinen Truppen in der Nacht entflohen und zu den Türken übergegangen.

---

V.

**Der Verräther gefangen.**

Es kennzeichnet jene fromme Zeit und die demüthige Art unserer Väter, daß sie in solchen schweren Lagen nicht in ihrem Glauben wankend wurden oder an der Heiligkeit der Sache selbst zweifelten oder Gott und die Welt für ihr Mißgeschick verantwortlich zu machen suchten, sondern daß sie den letzten Grund ihres Unglücks in ihrer eigenen Unwürdigkeit fanden, und daß sie, nachdem sie Buße gethan, mit neuer Kraft und neuem Muth sich und ihr Leben derselben Sache weihten.

Der demüthigste und reuevollste von Allen war der Kaiser selbst, und nicht einmal legte er die Hauptschuld seines Unglücks dem Griechen zur Last, sondern klagte sich selbst unter Thränen der unüberlegten Thorheit an, daß er den Rath und die Warnung seiner Treuesten ver-

schmähet habe, und daß er sich von einem jungen Fanten habe täuschen lassen, während doch die Erfahrung seines Alters und die Verantwortlichkeit seiner Stellung ihn hätte zur Vorsicht mahnen sollen.

Dann aber wischte er die Thränen von den Augen, und seine starke Faust faßte wuchtig das Schwert. Der Kaiser selbst war einer der tapfersten Helden und muthigsten Krieger seiner an Helden und Kriegern so reichen Zeit. Es gab nur einen Weg für das von allen Seiten umschlossene Kreuzheer. Das war der Rückweg. Auf's Gerathewohl ohne Führer mit den halb verhungerten Massen in unbekannte Länder vorwärts zu drängen und sich dazu Bahn zu brechen durch feindliche Völker, wäre Wahnsinn gewesen. Dagegen war dem Heere, wenn es den Rückweg glücklich zurücklegte, die Möglichkeit gegeben, mit den nachfolgenden französischen Truppen sich zu vereinigen und mit ihnen gemeinsam nach Jerusalem vorzudringen.

Die harte Nothwendigkeit ließ über das Demüthigende, das in diesem Plane lag, hinaussehen.

„Rückwärts,“ erscholl der Ruf durch das deutsche Heerlager.

Ach, sie waren dort den Ruf „Rückwärts“ nicht gewöhnt, und manche Thräne schlich sich über die abgemagerte, harte Wange hinunter in den krausen Bart. Sie fühlten dieses „Rückwärts“ wie den Tod in ihrem müden Gebein. Sie wußten, daß sie weder Jerusalem

noch ihre Heimath erreichen würden, daß sie sterben würden fern von ihren Lieben, auf den öden Bergen Cappadociens. Ach, wenn sie hätten sterben können angesichts der heiligen Stätten, wo der Heiland selber gestorben war, dann hätte der Tod selbst noch etwas Freudiges für sie gehabt. Wenn überhaupt ein begeisternder Gedanke, eine zündende Hoffnung durch das Heer gegangen wäre, dann hätten diese todtmatten Männer noch Wunder gethan an Tapferkeit und Ausdauer. Aber es konnte nichts Niedererschlagenderes geben als das Wort „Rückwärts“. Es war ein schrecklicher Gedanke für Alle, dieselbe Höhe wieder hinaanzusteigen, die man den Abend vorher in größter Anstrengung hinabgestiegen war, und dann den Hungertweg vor sich zu haben, den man kaum mit frischer Kraft hatte zurücklegen können.

Dazu mußte dieser elende Weg noch gegen die Türkenhorden, die alle Höhen ringsum der Schlucht besetzt hatten, erkämpft werden. Doch wer wollte diesen verzweifelten, zornigen Menschen den Ausgang wehren? Das hätte keine Macht der Welt gethan. Wie ein wilder Bergstrom durchbrachen sie die Reihen der Türken.

Ha, mit welcher Gier tauchten die riesigen deutschen Ritter ihre langen Schwerter in rothes Türkenblut! Ihnen wäre es am liebsten gewesen, wenn das ganze Türkenheer mitsammt den verrätherischen Griechen, deren Gestalten sie mit ingrimmiger Wuth unter ihren Feinden bemerkten, ihnen gegenüber gestanden hätte, sie hätten

Blut genug vergossen, ihren gerechten Zorn zu kühlen, und wenn sie gestorben wären, so wären sie doch im ehrenvollen Kampfe wider die Feinde der Christenheit erlegen und einen freudigen schnellen Schlachtentod gestorben, statt langsam umzukommen im Glende. Aber die Türken hatten an diesem ersten Zusammentreffen, wo Tausende von ihnen gefallen waren, genug. Sie wagten nur noch aus der Ferne mit Pfeilschüssen anzugreifen oder über einzelne zerstreute Haufen herzufallen. Sie brauchten sich ja nicht zu opfern. Sie hatten herrliche Bundesgenossen an Hunger, Krankheit und Uebermüdung; die arbeiteten für sie.

Der unglückselige Rückzug des Kreuzheeres unter Kaiser Konrad über die kleinasiatischen Gebirge nach Nicäa kann nur mit dem Rückzuge Napoleons I. durch Rußland nach dem Brande von Moskau verglichen werden. Das Heer Napoleons war größer, aber auf beiden Seiten kamen sie vor Mangel gleich elendiglich um. Was die Kälte in Rußland that, that die sengende Hitze auf den kahlen Bergen, und das Amt der verfolgenden Kosaken hatten die Türken und Griechen.

Die Türken wurden von den gewaltigen Rittern allerdings meistens böß empfangen, und nicht bloß Schwabenstreiche, wie sie der Dichter Uhland besungen hat, sondern gleich harte Franken-, Baiern- und Sachsenstreiche wurden dort ausgetheilt und überhaupt Heldenthaten gethan auf jenen einsamen Höhen, die von keinem Zeitalter

übertroffen wurden, aber was half es den großen Massen, die hernach wieder zu Hunderten umkamen?

Von wesentlichem Nutzen für das Heer war dagegen eine Nachhut, die der fromme tapfere Graf von Plözke aus gleichgesinnten Rittern bildete, welche die Türken kräftig abwehrte.

Ritter Dudo hatte sich dieser Schaar angeschlossen, während die übrigen rheinischen Ritter hauptsächlich den Kaiser zu schützen suchten. Dudo hielt treu an seinem Gelöbniß, stets der Sekte im Kreuzheere zu sein, wenn dasselbe von seiner Fahrt zurückkehrte.

O wie manchem Sterbenden hat er auf diese Weise die Augen zugedrückt, und wie manchem Todten ein ehrlich Begräbniß verschafft, daß er nicht eine Beute der Nasvögel wurde! Und während der Hansel das Grab grub, hat er selbst mit den heranstürmenden Türken gekämpft, und mancher Grabhügel wurde von Türkenblut geröthet und der Todte dort unten zehnfach gerächt.

Doch diese wachende und hütende Heldenschaar war schon längst den Türken ein Dorn im Auge. Dieselbe wurde eines Tags von einem fast zwanzigfach stärkeren Heerhaufen überfallen und die Meisten von ihnen, nachdem Bogenschützen aus der Ferne ihre Rosse getödtet hatten, niedergemacht. Auch der tapfere Graf von Plözke war unter den Gefallenen. Ritter Dudo hielt noch Stand. Siehe da gewahrte Hansel mitten unter den Türken den Acoluthen Stephanus. Der schändliche Grieche hatte den



tödtenden Pfeil nach dem Grafen Plözke abgeschickt. Hansel machte seinen Herrn auf ihn aufmerksam. Eine Bersekerwuth ergriff unseren braven Dudo. Es war nicht allein der ungeheure Schmerz über den unerseßlichen Verlust des ihm so theuren Grafen, sondern der ganze verhaltene Zorn über diesen verbrecherischen Schurken, der mit kaltem Blut ein ganzes Heer durch Verrätherei zu Grunde gerichtet hatte. Dudo hörte gleichsam wieder im Geist alle die Seufzer und den Jammer der durch dieses Menschen Schuld Dahingestorbenen. Wie ein Wahnsinniger sprengte er mitten in den vollen Haufen der Türken hinein, mit seinem gewaltigen Schwerte sich nach beiden Seiten Platz machend, bis er vor dem Griechen hielt, der ihm nicht auszuweichen vermochte. Er wollte ihn nicht tödten, obwohl er die Macht dazu hatte, da der Feigling fast starr vor Schrecken war. Er schlug ihm nur mit seiner Eisensaut vor den Kopf, daß derselbe betäubt zurücktaumelte. Dann faßte er ihn mit seiner Riesenkraft, wie man etwa ein Kind aufhebt, setzte ihn vor sich auf sein Pferd und sprengte davon.

Die Türken waren starr vor Entsetzen über diesen furchtbaren Ritter, der ihre Köpfe mit seinem Schwerte fast wie Mohnköpfe gemähet hatte, und der den kampfgewandten Stephanus mit einer Hand nur so aus dem Sattel hinweggenommen und nicht einen Augenblick ihre Uebermacht gescheut hatte. Sie wagten ihn nicht zu ver-

folgen. Auch lag ihnen an dem verrätherischen Griechen nicht viel.

So sandten sie nur den Fliehenden einige Pfeile nach, die aber nicht trafen.

„Herr Ritter,“ sagte Hansel, als sie in einem ruhigeren Trabe dahinritten, „warum hast Du dem Griechen nicht den Garaus gemacht? Solch giftiges Gewürm muß man zertreten, sonst bringt es Einen immer wieder in Ungelegenheit. Was beginnen wir jetzt mit demselben?“

„Dort drüben läuft noch ein lediges Pferd“, erwiderte Dudo, „vielleicht ist es sein eigenes, das wollen wir fangen, ihn darauf binden und ihn mit uns führen. Er soll zum Kaiser. Ich habe ihn beim Kaiser verklagt. Der Kaiser soll sein Urtheil sprechen. Ich will demselben nicht vorgreifen.“

Hansel brummte Einiges in den Bart; aber er fügte sich. Das Pferd wurde herbeigebracht und der Gefangene darauf gesetzt. Zugleich sammelten sich die Letzten von der Schaar des Grafen Blözte. Sie konnten nicht mehr daran denken, dem Heere gegen die nachrückenden Türken einen Schutz zu verleihen, und ritten deshalb mit Ritter Dudo zum Kaiser.

Den Kaiser aber trafen sie am See von Nicäa, wo derselbe mit wenigen Getreuen lagerte und auf die armen Ueberbleibsel seines einst so stattlichen Heeres wartete, um sich mit demselben dem König Ludwig von Frankreich

anzuschließen, mit welchem er bereits Verhandlungen angeknüpft hatte.

Kaiser Konrad war selbst krank. Zwei Pfeilschüsse der Türken hatten ihn verwundet. Aber mehr als diese äußeren Verwundungen schmerzten ihn seine inneren Wunden. Sein gutes Herz blutete über die Jammergestalten, die er täglich sah, und seine Seele war betrübt von der schrecklichen Niederlage, die er ohne Schlacht erlitten hatte.

Er saß vor seinem Zelte, die erfrischende Seeluft genießend, als Dudo mit seinen Genossen ankam. Als dem Kaiser der Tod des Grafen Blözke gemeldet wurde, jammerte er laut über diesen getreuen Mann und sagte: „Ihr bringt nur immer Unglücksbotschaften. Habt Ihr denn nie etwas, was meine Seele einmal wieder anregt?“

Da fiel sein Blick auf Dudo und dessen Gefangenen, den er augenblicklich erkannte. Und siehe plötzlich rötheten sich seine bleichen Wangen und seine trüben Augen blickten.

„Ha“, rief er, „die Genugthuung soll mir doch werden, über jenen feigen Verräther zu Gericht zu sitzen. Wie hast Du ihn zum Gefangenen gemacht, Ritter Müdelin?“

Dudo schwieg, seine alte Blödigkeit war über ihn gekommen. Er konnte wohl Thaten vollbringen, aber das Erzählen mußte er Anderen überlassen.

Als der Kaiser von den Genossen die einzig dastehende kühne That Dudo's vernahm, schüttelte er demselben warm die Hand und sagte: „So einfach und schlicht

wie Du auftrittst, Ritter, bist Du doch ein großer Held, dessen Thaten unsere Sänger verherrlichen sollten.“

„Gott“, rief er, „was hätte ich mit diesen Männern, deren es ja noch mehr in meinem Heere gab, vor Jerusalem ausrichten können, aber nun bleichen ihre Gebeine dort auf den oben Bergen. O hätte ich Dir geglaubt, Du treuer Mann, statt diesem elenden Verräther! Es wäre vielleicht noch Manches zu retten gewesen.“

Nun es soll Dir wenigstens jetzt noch, so viel ich es vermag, Dein Recht werden. Ich fühle es recht gut, warum Du den Griechen mir lebendig hier vorgeführt hast, statt ihn sofort zu erschlagen.

Ritter Dudo von Rüdelin, ich erhebe Dich kraft meines kaiserlichen Willens in den Grafenstand und belohne Dich mit dem durch den Eintritt des letzten Grafen in's Kloster frei gewordenen Besitztum der Rheingrafen, mit denen Du ja durch Deine Frau, wie ich höre, verwandt bist. Du sollst mir das uralte Geschlecht der Rheingrafen fortsetzen, Du tapferer und treuer Mann!

Aber diesem Verräther da laffet den Henker die gleißnerische Zunge aus dem Halse reißen, dann mag derselbe ihm den Kopf abschlagen, den Leib in den See werfen, den Fischen zur Speise, den Kopf jedoch auf eine Stange stecken zum abschreckenden Beispiel für alle Verräther.“

O wie jämmerlich sah der sonst so glänzende Stephanus aus, ein Bild der elendesten, feigsten Todesangst. So warf er sich um Gnade bettelnd dem Kaiser zu Füßen,

während des Kaiser Umgebung, unter ihnen Herzog Friedrich von Schwaben und sein Lehns herr Drutwin von Lurenburg, dem erröthenden Dudo Glück wünschten.

„Großmächtigster Kaiser“, flehte der Grieche: „willst Du mich ungehört verdammen?“

„Was brauch' ich Dich noch zu hören?“ fragte empört der Kaiser. „Willst Du Lügen zu neuen Lügen häufen? Tausende von frommen Gottesstreitern, die Du in unerhörter Falschheit und Hinterlist geopfert hast, stehen bereits Dich anklagend vor dem Thron des ewigen Richters, und die Thränen ihrer Wittwen und Waisen schreien um Deine Bestrafung. Oder kannst Du etwa Deinen Verrath bestreiten, nachdem Dich dieser Ritter mitten aus der Reihe der Feinde der Christenheit herausgerissen hat?“

„Ich will gar nichts bestreiten und leugnen“, erwiederte der Grieche. „Ich habe Euch wissentlich falsche Wege geführt und Euch in die Hände der Türken geliefert. Aber wisse, hoher Kaiser, wenn Du diesen Mann hier wegen seiner Treue und Tapferkeit belohnt hast, so kann ich von meinem Kaiser in Constantinopel eine gleiche Belohnung verlangen, denn was ich an Euch gethan habe, ich habe es auf seinen Befehl gethan. Hier ist meines Kaisers Beglaubigung und Insiegel. Du darfst mich darum gar nicht richten, Kaiser der Deutschen! Wir sind hier in meines eigenen Kaisers Land, und ich habe nur auf meines Kaisers Befehl gehandelt. Wenn Du

Jemanden zur Verantwortung ziehen willst, so mußt Du unseren Kaiser selbst zur Verantwortung ziehen.“

Der Grieche hatte sich im Laufe seiner Rede wieder einigermaßen aufgerichtet, und sein Benehmen zeigte etwas von dem alten Stolz und der alten Anmaßung, aber der Kaiser blickte voll Verachtung zu ihm hin.

„Wie kannst Du frecher Mensch Dich unterstehen,“ fragte er voll Entrüstung, „Dich mit einem solchen Manne wie Dudo von Rüdelin zu vergleichen, der nie etwas Unlauteres gethan hat und nie etwas Unlauteres thun wird, sondern der lieber stirbt, als daß er ehrlos wird?“

Wenn Deine Entschuldigung wahr sein sollte, daß Du von Deinem Kaiser beauftragt wärest, so zu thun, wie Du gethan hast, so bist Du eben ein gedungener Verräther und Mörder, und ein gedungener ist ebenso gut einer, als ein aus eigenem Antrieb handelnder.

Wir hätten erwartet, statt daß Du auf Belohnung finnest und Dich Deiner Thaten vielleicht gar noch rühmest, Du Deine verruchten Verbrechen bereuist und an das Heil Deiner Seele denkst. Denn was Du zu Deiner Entschuldigung vorbringst, könnte uns nur veranlassen, Dir noch eine härtere Todesstrafe auszufinnen, um jeden Verräther von vorn herein zu warnen, den Dein Kaiser dingen wollte. Doch ich kann es nicht glauben, daß mein Schwager, der Kaiser Manuel, so Schlimmes gegen uns geplant hat. Um nun seine wahre Gesinnung gegen uns zu prüfen, wollen wir Dich zu ihm schicken und ihm sagen lassen, wessen

Du ihn anlagst. Du magst dann von ihm Deine Belohnung in Empfang nehmen, nach der Du begierig bist; denn wir empfinden wirklich Ekel, uns mit dem Blute eines solchen Buben, wie Du bist, zu beschmutzen. Graf Dudo, wie Du den Mann zu mir gebracht hast, magst Du ihn auch zu dem Kaiser Manuel bringen.“

Die Worte des Kaisers mußten den Griechen treffen wie Geißelhiebe, und seine Verachtung war schlimmer als Tod, aber der Feigling triumphirte, als er mit dem nackten Leben davontkam. Er mochte auch seinen Herrn besser kennen als der allzu vertrauende Kaiser Konrad.

Graf Drutwin, der die triumphirende Bosheit des Griechen bemerkte und für Dudo fürchtete, sagte zu Kaiser Konrad: „Ich glaube, gnädigster Herr, Dudo hat, wenn er allein geht, eine gefährliche Gesandtschaft übertragen bekommen. Er wird auf diese Weise seiner Grafenwürde nicht lange froh werden. An seiner Stelle würde ich lieber in die Löwengrube des Daniel gehen als in den Kaiserpalast nach Constantinopel.“

„Wenn Du für ihn in Sorge bist, so gehe selbst mit,“ erwiderte der Kaiser, „und wähle selbst noch einige rheinische Ritter zu Begleitung. Ich möchte wahrlich nicht, daß Dudo um dieses Schurken willen in Gefahr käme. Wir werden Euch hier erwarten. Denn wir können Euch nicht entbehren.“

---

VI.

Höchste Treue.

In einem der alten, finsternen Felsenschlösser am Hellespontus wurden in dem von den Meerestwogen umrauschten Thurme hinter starren Eisengittern täglich drei bleiche Gesichter sichtbar, die finster in das schwarze Gewölk hineinblickten, das über dem Pontus Eurinus aufstieg, und grimmig dem Geheul des Sturmes lauschten, der das Meer peitschte, daß es haushoch, wild und weiß sich aufbäumte. In den Herzen der dort Gefangenen sah es ebenso finster, wild und stürmisch aus.

„Warum hast Du das giftige Gewürm nicht zertreten, wie Dir Dein Hansel gerathen hat, Dudo?“ fragte Gilchen von Lorch, unmutig auf seinen Unglücksgefährten hinschauend.

„Frage lieber: Warum ist der Kaiser Konrad wieder so schwach gewesen und hat den Schurken seinem schurkigen Herrn zurückgeschickt?“ erwiderte Graf Drutwin von Lurenburg.

„Fraget gar nichts!“ sagte Dudo. „Wir machen uns mit diesen Vorwürfen das Herz nur noch schwerer. Wir wollen lieber Gott bitten, daß er uns aus dieser Gefangenschaft erlöst.“

„Wie soll das geschehen?“ fragte in bitterer Weise Gilchen von Lorch. „Wenn Gott kein Wunder thut und



uns Flügel bescheert, wüßte ich nicht, wie wir aus diesem Thurme herauskommen sollten. Da waren wir noch besser dran auf den Hungerbergen Cappadociens. Da hatte man doch ein Pferd unter sich, den Himmel über sich, die weite Welt vor sich und ein Schwert in der Faust, um eine Welt zu erobern. Hier sitzen wir aber wie gefangene Mäuse, und die Katze, damit meine ich den Acoluthen Stephanus, schleicht umher und weiß noch nicht recht, wie sie uns fassen und den Garaus machen soll. Was solch ein Kreuzzug Alles mit sich bringen kann! Wenn er nicht ein so heiliges Werk wäre, würde ich mich verfluchen, daß ich so dumm war, ihn mitzumachen, und würde den Pfaffen verfluchen, der mich dazu überredet hat. Wie warm und behaglich könnte ich daheim in Lorch sitzen und meinen kostbaren Lorch dazu schlürfen, statt hier zu sitzen und zu verfaulen.“

Gilchen, Du hast immer ein gottloses Mundwerk gehabt und bist ein leichtsinniger Geselle gewesen, der nicht viel nach Gottes und Menschen Geboten fragte,“ erwiderte Dudo. „Allein als Du gelobtest, den Kreuzzug mitzumachen, dachte ich, Du wolltest Dich bessern und Dein früheres Leben abbüßen. Du hast Dich auch bis jetzt gut geführt, aber jetzt willst Du Dich so schwer verüßdigen und den ganzen Kreuzzug verfluchen. Das ist nicht recht, Gilchen.“

„Ich wollte mich auch bessern,“ sagte Gilchen. „Aber wenn es zu arg regnet, dann regnet es durch's Dach, und

wenn man zu viel auflädt, fällt es wieder herunter. Ich kann Alles ertragen, nur das Gefangensein nicht, und wenn es noch lange währen sollte, renne ich mir den Schädel an den Eisenstangen ein.“

„Fürchtest Du denn Gott nicht?“ fragte Dudo.

„O ja!“ antwortete Gilchen. „Aber wenn er nicht helfen will oder helfen kann, dann wäre mir es am liebsten, er ließe dort aus den Wolken ein Donnerwetter niederfahren, das unsern Thurm in's Wasser würfe und uns mit ihm.“

Dudo schauderte vor dem rohen Menschen, dessen natürliche Wildheit in ihrer erschrecklichen Noth schrankenlos hervorbrach.

„Es wäre besser, statt Euch unnütz zu streiten, wenn wir unsere Lage von allen Seiten betrachteten und auf Mittel sännen, uns zu retten“, sagte Drutwin von Surenburg.

„Ich dünkte, das hätten wir schon oft genug gethan in diesen langen Wochen“, erwiderte der trokige Gilchen von Lorch, „und wären immer zu keinem anderen Resultat gekommen, als daß wir fanden, wir seien in den Händen unserer Feinde und unsere Freunde hätten uns verlassen. Und mir scheint, Gott hat uns auch verlassen.“

„Gott verläßt niemals die Seinen, wenn sie nur demüthig und vertrauensvoll auf seine Hülfe warten können“, sagte Dudo mit starker Stimme.

„Auch unsere Freunde haben uns nicht verlassen,“

sagte Drutwin von Lurenburg. „Ich wollte Euch eigentlich auf ein Paar Fischer aufmerksam machen, die keine rechten Fischer zu sein scheinen. Sie haben unseren Thurm scharf heraufspähend mehrmals umschiff. Jetzt hat sie der wachsende Sturm an das Land getrieben. Siehe einmal hinunter, Dudo! Meine Augen sind nicht mehr so gut wie früher. Ist der große breitschulterige Mann dort nicht Dein treuer Hansel?“

„Weiß Gott im Himmel, er ist es“, rief Dudo freudig auf. „Was wird er wollen?“ „Er sucht uns“, antwortete Drutwin. „Er weiß ja nicht, wohin uns der Kaiser gefangen gesetzt hat. Hast Du nichts, Dudo, womit Du ihm ein Zeichen, woran er uns erkennen würde, hinunter werfen könntest?“

„Ich habe nichts als diese goldene Kette“, erwiderte Dudo, „vor den räuberischen Händen der Griechen bewahrt. Sie ist mir ein theures Andenken an meine Frau.“

„Du mußt sie trotzdem hinunterwerfen“, sagte Drutwin. „Er muß wissen, daß wir hier sind, wenn er uns befreien will, und das Gold kann ihm viel nützen bei den käuflichen Griechen, während es uns selbst hier von keinem Werthe ist.“

Dudo riß ein Stück von seiner sehr beschädigten Kleidung ab und wickelte die Kette hinein. Dann warf er sie, daß sie in weitem Schwunge fast vor die Füße Hansels hinfiel.

Als Hansel die Kette erkannte, stieß er einen Freu-

denruf aus, der selbst schwach bis hinauf in die Höhe der Gefangenen drang. Sogleich darnach aber legte er die Hand auf den Mund als Zeichen der Vorsicht und entfernte sich rasch mit seinen Gefährten hinter verbergende Felsstücke.

Die bleichen Gefangenen aber schon froh, daß eine Seele draußen sich um sie bekümmerte, und daß ein Schimmer von Hoffnung sich zeigte, warteten in Ungeduld auf die Schritte, die zu ihrer Befreiung geschehen sollten. Sie waren die Abgesandten des Kaisers Konrad, die den gefangenen Stephanus zum Kaiser Manuel bringen sollten. Außer Drutwin von Lurenburg hatte sich von den rheinischen Rittern nur noch der abenteuerlustige Gilchen von Borch, ein Jugendfreund Dudo's, der Gesandtschaft angeschlossen.

Die Drei waren zur Zeit mit ihrem Gefangenen guten Muthes nach Constantinopel abmarschirt. Sie dachten sich wohl, daß der Kaiser Manuel sie nicht so freundlich aufnehmen würde, als es früher geschehen wäre, da er noch Angst vor dem deutschen Heere hatte; aber sie glaubten doch nicht in Gemeinschaft, zumal sie noch ein schönes Gefolge bei sich hatten, an eine persönliche Gefahr. Daß er einen Einzelnen seiner Bosheit opfern und heimlich könnte verschwinden lassen, wie es geschehen wäre, wenn Dudo allein gekommen wäre, trauten sie dem heuchlerischen Griechenkaiser wohl zu, aber nicht einen offenen Gewaltact gegen Viele.

Sie meinten auch nicht, daß er, nachdem er stets auf den äußeren Schein so großes Gewicht gelegt hatte, öffentlich den Verrath bekennen würde, indem er sich des Verräthers annahm und Stephanus begnadigte oder gar belohnte.

Doch der Griechenfürst war übermüthiger, wie selbst der kluge Surenburger vermuthete. Was hatte er noch zu fürchten? Das deutsche Heer war so zu sagen vernichtet, und das französische Heer ging seiner Vernichtung entgegen. Und gerade solche feige, hinterlistige Naturen, wie der Kaiser Manuel war, werden zuletzt auch des Bückens und Beugens, des Lügens und Heuchelns müde und mögen einmal gern den Aufrichtigen spielen und sich eine Genugthuung und einen Triumph verschaffen, zumal wenn es ohne Gefahr hergeht.

Eine solche gefahrlose Gelegenheit bot sich ihm in der Gesandtschaft des Kaisers Konrad, durch die der Acoluthe Stephanus ihm gefesselt überbracht wurde.

Vielleicht mischte sich auch ein gewisses Dankgefühl gegen den Mann hinein, der ihm in so leichter Manier die verhaßten Deutschen vom Halse geschafft hatte, aber noch mehr war es der triumphirende Haß gegen die Fremden, vor denen er sich so sehr gefürchtet hatte, — er überhäufte den zurückgekehrten Stephanus mit Reichthümern und Geschenken, während er die drei Gesandten nebst ihrem Gefolge gefangen nehmen ließ.

Freilich auch hierbei spielte seine List wieder ihre Rolle. Um die Gefangennahme ohne vieles Geräusch zu ermöglichen, ließ er den ausgehungerten Kreuzfahrern ein leckeres Mahl mit den besten griechischen Weinen, in welche einschläfernder Mohnsaft geschüttet war, vorsetzen.

Die deutschen Herren und Diener sprachen wacker zu mit Ausnahme von dem treuen Hansel, der nicht recht traute, und der sich auch bei Zeiten der Gefangenschaft entzog.

Dagegen war es ein Leichtes, die Eingeschläferten ihrer Waffen zu berauben und zu fesseln. Jetzt erst ließ der Kaiser sie zu sich kommen.

„Man kann nicht wissen“, sagte er zu seiner Umgebung gleichsam zur Entschuldigung, was einem solchen Barbaren in seiner Wuth einfällt. Der wäre im Stande und ermordete mich mitten in meinem Palaste, umgeben von meiner Leibwache.“

Als die Abgesandten gefesselt zu ihm gebracht wurden, und sich über ihre Behandlung beschweren wollten, lachte er voll Hohn auf.

„Ihr könntet froh sein, daß man Euch nicht in Eurer Trunkenheit niederstieß, daß man Euch überhaupt noch die Gunst eines Verhöres gestattet. Wie durftet Ihr Euch an dem Anführer meiner Truppen vergreifen und ihn gefangen hier einbringen? Doch ich wollte Euch selbst vernehmen, was Ihr zu Eurer Entschuldigung zu sagen habt.“

Als der Burenburger nun den Verrath des Stephanus schilderte und seine Frechheit, sich auf seinen Kaiser zu berufen, und die Zweifel des Kaisers Konrad, spielte ein triumphirendes Lächeln um Kaiser Manuels Lippen, und er sagte mit stolzer Miene: „Mein Schwager wird doch wohl nicht meinen, daß ich mich vor ihm verantworten und Rechenschaft ablegen soll von dem, was ich thue. Er ist der Geduldete in meinem Reich, ich nicht in seinem, und was er empfängt, ist nichts als Güte und guter Wille von uns. Wer hat Euch denn gerufen? Wer will Euch denn haben?“

„Aber wenn Ihr Euch an meinen Soldaten und Heerführern vergreift, die Ihr nur Gastfreunde seid, werde ich mir entschiedene Genugthuung verschaffen, und wenn ich es an Eurem Kaiser nicht kann, so sollt Ihr mir büßen. Führet sie für das Erste ab in's Gefängniß. Ihr späteres Schicksal werde ich noch bestimmen.“

Der Kaiser sagte diese Worte mit einer gewissen hoheitsvollen Entrüstung, die ihm wenigstens den Schein des Rechts verleihen konnte.

Die deutschen Abgesandten aber wurden in jenes feste Meerschloß am Hellespont gesetzt, wo sie Monate lang ihres Schicksals warteten, während der Akoluthe Stephanus wie ein gespreizter Hahn in Constantinopel am Hofe herumstolzirte, von seinen Thaten renommirte und vom Kaiser fast täglich verlangte, er solle die gefangenen Deutschen hinrichten.

Der Kaiser Manuel ließ es aber vor der Hand noch bleiben. Er war zu klug berechnend, um sich zu übereilen. Auch forderte Kaiser Konrad immer dringender und drohender seine Gesandten zurück.

So sehr es den Kaiser Konrad drängte, die armen Reste seines Heeres zu sammeln, um sie mit dem französischen Heere vereinigt nach dem heiligen Grabe zu führen, vergaß er doch seine Gesandten nicht. Ihr Schicksal bildete nicht den geringsten Theil seines Kummers und seiner Sorge.

Die Vereinigung des deutschen und französischen Heeres und das Bündniß der Fürsten brachte indessen dem feigen Manuel wieder neue Angst. Er suchte jetzt um jeden Preis seinen erzürnten Schwager zu versöhnen und lud denselben herzlich ein, die schlimmste Zeit des Winters im kaiserlichen Schlosse zu Constantinopel zu verleben, um sich von seinen Strapazen und Wunden etwas zu erholen.

Konrad antwortete anfangs verb abweisend, aber endlich wurde gerade die Erwägung, Näheres über die drei Abgesandten zu hören, der Grund, daß er die Einladung annahm.

Als der Kaiser auf dem Wege nach Constantinopel war, wurde ihm zum Zeichen, daß Manuel die Versöhnung wirklich suchte, der Kopf des Koluthen Stephanus entgegengebracht.

So nahm der stolz sich spreizende Hahn ein gar



klägliches Ende. Dem griechischen Kaiser war er mit seinem prahlenden Wesen schon längst ein Dorn im Auge gewesen. Denn wenn auch der Verrath angenehm sein mochte, der Verräther war es nicht. Manuel hatte darum eines Tages den Ahnungslosen greifen und ohne Umstände hingerichten lassen. Er hätte seinem Schwager auch gerne die drei deutschen Ritter und Grafen entgegengesandt; aber sie waren aus ihrem Gefängniß entflohen und spurlos verschwunden.

Ritter Gilchen von Lorch hatte sich also zwei- und dreifach getäuscht, als er in seiner trotzigigen Verzagtheit meinte, sie seien von Gott und Menschen vergessen und verlassen in ihrem einsamen Thurm am Meer. Denn sie waren auch von ihrem Kaiser nicht vergessen und Manuel hätte sie selbst entlassen, wenn nicht die treue Hand des Hansel ihnen schon die Gefängnißriegel geöffnet hätte.

Hansel war einer jener Menschen, die gleichsam einen sechsten Sinn besitzen, die wenigstens mehr sehen und hören als andere Leute, wie man es auch den Sonntagkindern nachsagt. Solche Leute sind nicht selten, zumal in den unteren Ständen. Sie haben eine Art Instinkt, wodurch sie wunderbar schnell und richtig ihre Beobachtungen machen und ihre Schlüsse ziehen, ohne sich selbst der Gründe bewußt zu werden. „Es ist mir so“, sagen sie. Warum es ihnen so ist, wissen sie nicht

zu sagen. Darum haben sie oft das Schicksal anderer Propheten, — man glaubt ihnen nicht.

Ähnlich erging es unserem Hansel. Er merkte bei dem Banket, das der Kaiser der Gesandtschaft gab, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. Er fühlte die Gefahr, wie man etwa ein Gewitter fühlt, das in der Luft schwebt, aber er fand für alle seine Warnungen weder bei seinem Herrn noch bei Anderen Glauben und entfernte sich zuletzt höchst gekränkt. „Ich will mich wenigstens serviren“, dachte er. „Vielleicht kann ich später den Unbesonnen noch nützlich werden und ihnen aus der Verlegenheit heraus helfen“.

Wie er geahnt, so kam es. Er sah aus einem Versteck, in das er geflüchtet war, die Herren gefesselt fortführen. Um sein Leben gern hätte er gewußt, wohin sie der Kaiser bringen ließ; aber er durfte nicht vortreten, um sich nicht selbst in Gefahr zu bringen. Als er aber endlich sich herauswagen konnte, vermochte ihm Niemand etwas Sicheres zu sagen, wenigstens da, wo er schüchterne Fragen stellen konnte. Um das Schicksal des ganzen Gefolges, das zum Theil unter griechisches Militär gesteckt wurde, konnte er sich nicht kümmern. Doch half er Einigen zur Freiheit, die aber dieselbe benutzten, um sich sofort aus dem Staube zu machen.

Er mußte also allein seine Forschungen nach dem Schicksale der Herren anstellen. Doch trotz einer Menge Enttäuschungen ließ er sie nicht. Mit der Treue

eines Hundes witterte er zuletzt ihre Spur heraus, die ihn dann an das feste Schloß des Hellespontes trieb.

Er hatte dort die Bekanntschaft einiger Ziegenhirten und Fischer gemacht, mit denen er an jenem stürmischen Tage, nachdem er die Kette in Empfang genommen, berathend zusammenfaß.

Die Meerestwogen donnerten, und der Wind heulte um das alte Schloß und die schützenden Felsen, und immer schwärzer zog es im Osten heran; aber diese harten Männer kümmerten sich nicht viel um das Untwetter.

„Mein Vetter ist Schließer im Schloß,“ sagte einer der Ziegenhirten. „Er würde, wenn ich es vermittelte, für die halbe goldene Kette wohl die Gefangenen herauslassen. Die andere Hälfte aber müßten wir Anderen haben. Denn wir müssen meinem Vetter den Rücken decken und den Befehlshaber des Schloffes glauben machen, die Gefangenen seien entflohen, indem wir einige Eisenstäbe oben am Thurmsfenster losbrechen und ein Seil herunterhängen, als ob sich die Gefangenen dort herunter gelassen hätten.“

Der Vorschlag gefiel allgemein, und Hansels treues Herz zitterte vor Freude. Was waren alle Goldketten der Welt, wenn er seinem guten Herrn wieder die Freiheit verschaffen konnte!

Noch in derselben Nacht geschah das Werk der Befreiung, indem der Vetter Schließer den überredenden Worten des Ziegenhirten, der ihn durch ein verabredetes

Zeichen aus dem Schlosse gerufen hatte, und der halben Goldkette keinen Widerstand entgegenzusetzen hatte. Die finster graufige Nacht, in der das drohende Wetter mit feiner ganzen Gewalt losbrach, eignete sich vorzüglich für eine heimliche Flucht.

So standen denn endlich die fast hoffnungslos gewordenen Gefangenen wieder frei und ihrer Fesseln ledig draußen vor den düstern Mauern, die sie so lange umschlossen gehalten hatten. Wie dankbar schüttelten sie dem treuen Knechte die Hand, dem die Freudenthränen über die Wangen liefen.

„Braver Hansel, wie sollen wir Dir es lohnen?“ rief Dudo, ihn umarmend, während der Knecht immerfort seines Herrn Hand suchte und sie heimlich küßte.

Am Liebsten wären sie jetzt direct über den Hellespont gefahren, um in des Kaisers Lager nach Nicäa zu gelangen, allein die wüthende See hielt sie zurück. Sie mußten Landeintwärts flüchten.

Am folgenden Tag, da sie wieder nach der See sich wandten, begegneten ihnen Flüchtlinge von dem deutschen Kreuzheere, die den Weg nach der Heimath suchten. Diese brachten ihnen die Nachricht, das deutsche Heer hätte sich aufgelöst, und der Kaiser sei auf der Heimreise. Was blieb nun unsern Rittern Anderes übrig, als sich auch der Heimath zuzuwenden, zumal der Aufenthalt an der See, wo man sie zunächst verfolgen mußte, jedenfalls

höchst bedenklich für sie wurde. Sie schlossen sich daher den übrigen Flüchtlingen an.

So zogen sie die alte Straße über den Balkan wieder rückwärts, armselige Ueberreste jenes stolzen Heeres, das vor Monaten mit hohen Hoffnungen dahergekommen war. Wenn es aber dem starken Heere damals in den herrlichen Sommertagen auf jenem Marsche schon übel genug ergangen war, was hatten jene halbnackten waffenlosen Flüchtlinge, die sich ihr Brot von der Mildthätigkeit der Bewohner erbetteln mußten und oft wie wilde Thiere verfolgt wurden, mitten in den Schneestürmen des Winters dort aushalten müssen! Wie manchmal haben sie in den sturmgepeitschten Höhenwaldungen gelegen und gleichsam mit den Wölfen vor Hunger geheult, die ihr Lager blutgierig umkreisten und nur durch das Lagerfeuer zurückgehalten wurden. Zum Glück waren die Bulgaren, Serben und Ungarn mildthätiger als das feige, hartherzige Griechenvolk.

Erst als die Frühlingssonne wieder schien, erreichten sie nach unsäglichen Mühsalen und Leiden halb krank und bis zum Sterben müde, Bilder der grausamsten Entbehrung und des jammervollsten Elendes, die deutsche Grenze. Ach, welch' wonnevolles Gefühl durchströmte die Armen! Neue Frühlingshoffnung belebte die matten Herzen. Es war ja deutscher Boden, den sie betraten, — deutsche Sonne, die sie so warm beschien, — deutscher Wind, der ihnen entgegen kam, — deutsche Glockenklänge,

die sie begrüßten, — deutsche Worte, die so theilnehmend fragten, — deutsche Hände, die so treu die ihrigen drückten, — deutsche Herzen, die sie so liebevoll aufnahmen, — deutsche Häuser, die sich ihnen vollauf öffneten. Und man speiste nicht nur die hungrigen Kreuzpilger; der fromme deutsche Sinn that mehr. Man gab ihnen Kleider und Waffen und Pferde. Fröhlichen Herzens zogen die so reich Beschenkten weiter.

Noch hatten sie keine andere Nachricht vom deutschen Kaiser und den übrigen Kreuzfahrern ermittelt, als was sie von den Flüchtlingen am Hellespontus erfahren hatten. Sie waren bereits so weit vorwärts gekommen, daß sie die Heimathberge aus der Ferne schauen konnten. O wie sehnlich brennten ihre Herzen! Dort schien die Frühlingssonne noch lustiger, dort blüheten die Blumen noch lieblicher, dort klangen die Worte noch herzlicher. Freudige Bilder frohen Wiederfindens und Wiedersehens durchzogen ihre Seele.

Siehe da begegnete ihnen ein kaiserlicher Heerführer, der Truppen dem Kaisersohne Heinrich zuführte, da der Herzog Welf von Baiern, der bereits vom Kreuzzuge zurückgekehrt war, gegen den Kaiser Konrad rüstete. Von ihm erhielten unsere Grafen und Ritter auch nähere Nachricht über das Kreuzheer und den Kaiser.

Der Kaiser war nicht, wie die Flüchtlinge gesagt hatten, zurückgekehrt, sondern nach kurzem Aufenthalt in Constantinopel mit dem Reste seiner Truppen

von dort zu Schiffe nach Jerusalem gegangen, um vereinigt mit den Truppen seines Bruders, des Bischofs Otto von Freisingen, und den Resten des französischen Heeres die Ungläubigen zu bekämpfen. Dudo von Rüdelin wurde auf diese Nachrichten hin leichenblaß, und sein starker Körper fing an zu zittern wie im Fieberfrost. Der kaiserliche Heerführer war weitergezogen. Da merkten die Gefährten den Zustand ihres Freundes.

„Was fehlt Dir, Dudo?“ fragte Drutwin von Lurenburg.

„Ich muß umkehren“, erwiderte dieser, „und nach Jerusalem gehen, um meinem Gelöbniß nachzukommen.“

„Bist Du plötzlich wahnsinnig geworden?“ fragte Drutwin im höchsten Staunen. „Hier, Angesichts Deiner Heimath willst Du wieder umkehren? Willst Deine neu geschenkte Grafschaft, willst Frau und Kind, Ehren und Reichthum im Stiche lassen, um Dein Leben nochmals auf das Spiel zu setzen und neue Strapazen und neues Glend zu erdulden? Hast Du an dem, was Du durchgemacht nicht genug? Glaubst Du nicht, daß Du mit Deinen Kämpfen und Deinen Leiden tausendmal Dein Gelübde erfüllt hast? Keiner von uns nimmt es ja so peinlich genau.“

„Denk' an den Rhein, Dudo!“ sagte Gilchen von Lorch, „und an den perlenden Wein, den wir dort trinken werden; — denk' an Deine Wälder und unser fröhliches

Sagen, — denk' an unsere frischen Lieder, deren Klang unsere Herzen bald wieder erfreuen wird!"

„Denk' an Dein Weib und Dein Kind“, rief Hansel in Herzensangst, „die sich ihre Herzen krank gesehnt haben nach Dir und ihre Augen roth getweint!“

„Ich denke an Alles“, sagte Dudo, Thränen aus feinen Augen wischend. „Aber ich habe meinem Himmelkönig gelobt, als der Letzte vom Kreuzzug heimzukehren.“

„Dummes Zeug“, rief Gilchen von Lorch. „Der Himmel ist weit. Und wozu hat man die Pfaffen, wenn sie einem nicht einmal ein Gelübde abnehmen können. Du schenkst den Mönchen im Kloster Schönau ein paar fette Aecker, und ich gebe noch einen Weinberg extra, dann beten sie Dich los, und wenn Du noch tausendmal mehr gelobt hättest.“

„Ich weiß, daß Viele so denken wie Du, Gilchen“, sagte Dudo, „aber ich kann nicht. Ich muß halten, was ich versprochen habe. Wenn ich hier treulos würde, wie könnte ich je wieder vertrauend zum Himmel aufblicken und um Schutz und Segen flehen? Wenn ich sterbe, wie sollte ich vor meinem Herrn im Himmel bestehen, da ich heimgereiset bin und habe die Anderen kämpfen lassen? Kann er Treue an mir üben, wenn ich selbst ihm mein Wort gebrochen habe? Nein, wie ich Jedermann meine Treue halte, so halte ich sie auch meinem Himmelkönig.“



Trotz der tapferen Worte, die er sprach, hatte er doch eine schwere Nacht des Kampfes vor sich. Sie hatten nämlich, da Dudo nicht weiter wollte, an derselben Stelle Nachtquartier gemacht.

Wenn es bloß der weite Weg, die Gefahren für sein Leben und die Leiden und Strapazen, die in Aussicht standen, oder andererseits die Entfagung auf Reichthum und Macht der ihm zugefallenen Grafschaft gewesen wäre, so hätte er leicht gesiegt. Der Gedanke an Weib und Kind war es, der seine Seele ängstigte und sein Herz peinigte.

Es wird von dem Erzvater Jacob berichtet, daß er eine ganze Nacht mit dem Herrn gerungen habe an der Furth Jabot und dadurch den Namen Jsrael (der Mann, der mit dem Herrn gekämpft) davongetragen habe; — ein ähnlicher Gotteskämpfer war Dudo von Rüdelin. Doch die aufgehende Sonne begrüßte ihn als Sieger.

Während seine Gefährten nach kurzem Abschied nordwärts zogen, ging er mit Hansel, der nicht von ihm lassen wollte, südwärts und that damit fast unbewußt in seiner einfachen, frommen Weise eine Heldenthat der Entfagung und der Treue, wie sie großartiger wohl selten in der Welt vorgekommen ist.

Die Sonne aber schien freudig auf den Weg, als Dudo von Rüdelin zum zweiten Male nach Jerusalem wanderte, treu seinem Himmelskönig.

---

VII.

Heimkehr.

Es war Herbst, der zweite Herbst, seitdem Dudo, ohne Weib und Kind zu sehen, um seinem Gelöbniß treu zu bleiben, sich wiederum nach Jerusalem gewandt hatte. Mechtilde, Dudo's Frau, saß bis zum Tode traurig im Frauengemach der Burg Löpern. Neben ihr spielte ihr jetzt schon drei und ein halbjähriges Söhnchen. Vor ihr aber stand der alte treue Hansel mit tief bekümmertem Gesichte.

Der Knabe allein war lustig. Er wußte noch nichts von des Lebens Kämpfen und der Erde Leid. Ihm war jeder Tag Sonntag. Nur manchmal sah er auf von seinem Spiel, wenn der Mutter Hand, deren Herz oft im wildesten Schmerz aufzuckte, wie trostsuchend sein blondes Lockenhaar durchfuhr.

Er hatte ganz die feste, starke Gestalt seines Vaters und sein braves Gesicht, dagegen, verschieden von der früheren Ansicht der Eltern, das sinnige Auge seiner Mutter.

„Mütterchen,“ sagte er, „sei nicht so traurig!“ Aber da brach der zurückgehaltene Thränenstrom unaufhaltsam hervor.

Wie viel Thränen mochte diese Frau in jenen drei Jahren schon vergossen haben! Eine ganze Geschichte von Angst, Sorge, getäuschter Hoffnung, Kummer und Schmerz war in diesem immer noch schönen, aber bleichen Gesichte verzeichnet.

Wie draußen der kalte Herbstwind die Blätter von den Bäumen schüttelte, so war ihr eine Hoffnung nach der andern geraubt worden, und nun wollte sie von Hansel

wissen, ob ihr auch die letzte Hoffnung sollte genommen werden.

„Erzähle mir, Hansel,“ sagte sie, „noch einmal Eure letzten Erlebnisse! Als Du unvermuthet wiederkamst, übermannte mich so furchtbar der Schmerz, daß ich wohl Einzelnes überhört haben kann. Ich möchte aber alle Ereignisse noch einmal im Geiste durchgehen und genau erwägen, ob ich gar nichts finden kann, was mir einige Hoffnung gibt. Ach, ich vermag die letzte Hoffnung nicht aufzugeben und möchte gerne glauben, er käme zurück! Eure Reiseabenteuer sind mir im Augenblicke nicht so wichtig als gerade der letzte Kampf vor Damaskus, nach welchem er verschwunden ist. Später sollst Du mir Alles von Anfang an bis ins Einzelne erzählen.“

„Ich verstehe Euch, wie Ihr es meint, geliebte Herrin, und wenn ich etwas zu Eurem Troste vorbringen kann, soll es gewiß geschehen,“ sagte Hansel. „Da will ich denn auch mit unserer Reise nach Jerusalem nur wenig Federlesens machen. Wir sind eben mit Gottes Hilfe dahin gelangt nach einer längeren Meerfahrt von Venedig nach Joppe, das nur noch wenige Meilen von Jerusalem entfernt ist. Freilich war es ein schönes Unternehmen, so ohne eigentliche Ausrüstung, ohne Geldmittel oder Besitz von Geldeswerth, so rein nur im Gottvertrauen in die Welt hineinzulaufen, wie wir an jenem Morgen thaten als wir umkehrten. Denn nach Jerusalem ist eine hübsche Strecke Weges. Man kommt wohl um die halbe Erde herum. Aber Gott hat geholfen. Er hat uns den Kaufmann Luigi Berni aus Venedig in den Weg geführt, den wir in einem Walde hinter Augsburg aus der Hand von zehn Räubern retteten, die demselben nicht bloß die



Waaren, sondern auch das Leben bedroheten. Der Venetianische Kaufmann erwies sich außerordentlich dankbar. Er beschenkte uns nicht blos mit den kostbarsten Rüstungen, nachdem wir mit ihm nach Venedig gegangen waren, sondern gab uns noch freie Ueberfahrt in einem seiner Schiffe und versah uns noch obendrein reichlich mit baarem Gelde. Und wenn wir nur ein Wort dagegen sagen wollten, wurde er böse und sagte, wir hätten ihm, wenn er ganz von seinem Leben schweigen wollte, in seinen Waaren fünfzigmal mehr gerettet, als er uns gegeben habe.

Der Luigi Berni ist ein Ehrenmann, und nächst Gott vertraue ich ihm am meisten, daß er hilft, Euren Gemahl, Frau Herrin, wieder herbeizuschaffen. Solch' ein Venetianischer Kaufmann ist, gegen unsere Kaufleute gehalten, wie ein Fürst unter Bettlern und sein Haus wie ein Palast gegen Hütten. Er hat große Meerschiffe im Norden und im Süden und Verbindungen in aller Herren Länder und handelt nicht blos mit den Deutschen, sondern mit den Griechen, ja mit den Türken und Arabern und Indiern. In Zoppe selbst hat er ein Waarenlager. Wenn also Einer im Stande ist, Euren Gatten aufzuspüren, sobald er noch am Leben ist, so ist er es, und er hat mir die Hand drauf gegeben, da ich ihn in Zoppe, wo er damals sich aufhielt, auf meiner Heimreise besuchte, Alles zu thun, was in seinen Kräften stände.

Doch um zu meiner Erzählung zurückzukehren. Als wir in Jerusalem ankamen, fanden wir die Fürsten dort nicht mehr vor. Sie waren hinauf nach Norden gegangen, um am See Genesareth die Truppen zu sammeln zu einem Eroberungszug nach Damaskus. Von Odeffa, was hier stets in Aller Munde gewesen war, sprach dort

kein Mensch. Man hielt die Eroberung von Damaskus für wichtiger.

Wir säumten natürlich nicht, dem Zuge uns anzuschließen, aber wir nahmen uns doch noch die Zeit, alle die heiligen Orte aufzusuchen und dort zu beten.

Wir find auf dem Delberg, auf Golgatha und am heiligen Grabe gewesen; wir haben den Bach Kidron, Bethanien und Bethlehem gesehen und all' die heiligen Plätze in Galiläa und am See Genesareth auch.

Aber Herrin, das ist wahr: eine merkwürdige Andacht ergreift Einen an allen diesen Orten. Man fühlt ordentlich die Nähe unseres Heilandes und sieht fast lebendig die heiligen Personen vor sich. Herr Dudo pries sich auch glücklich, daß er seinem Gelöbniß treu geblieben war und sagte, wenn man an den heiligen Stellen selbst angelangt wäre, kämen Einem alle Opfer, die man gebracht habe, geringer vor, und man möchte gern sein Herzblut vergießen, um zu verhindern, daß jemals wieder diese Heiligthümer in die Hände der Ungläubigen kämen.

Doch gerade an diesen Orten habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Ort nicht heilig machen kann, sondern das Herz. Denn die Christen, die jetzt durch den ersten Kreuzzug im Besitz von Jerusalem und Palästina und eines Theils von Syrien sind, man nennt sie „lateinische Christen“, sind ein wahrer Auswurf der Menschheit. Verrath und Meuchelmord sind bei ihnen an der Tagesordnung. Sie würden um des Gewinnes willen jeden Augenblick wie Judas das Heiligste für Geld verkaufen. Sie lachen und spotten nur über die frommen Pilger und die treuherzigen Kreuzfahrer und nennen sie „fils Arnaud“, das soll zu Deutsch heißen: „Gimpel“.

In dem Lager am See konnte man schon dieselben

Erfahrungen machen. Da war zwischen dem französischen König Ludwig und dem König Balduin von Jerusalem ein Wettstreit ausgebrochen in äußerem Prunk und Ueppigkeit des Lebens, daß man gewiß nicht im heiligen Lande und unter Kreuzfahrern zu sein glaubte.

Kaiser Konrad und sein Heer war ernst gestimmt. Sie betrauerteten noch immer den Verlust der Brüder, während man derselben im französischen Heere vergessen zu haben schien.

Wir wurden mit großer Ueberraschung und Freude im deutschen Lager und vom Kaiser Konrad empfangen. Der griechische Kaiser hatte dem unsrigen einen ganzen Sack voll Lügen aufgebunden und ihm vorgemacht, wir hätten die Gelegenheit unsrer Reise nach Constantinopel benutzt, um uns, wie viele Andere, aus dem Staube zu machen und nach Deutschland zurückzukehren. Nun gab es aber Aufklärung von beiden Seiten, und Herr Dudo wurde dem Kaiser Konrad immer lieber.

Ungefähr Mitte Juli brachen wir vom See Genesareth auf, überstiegen den Hermon und Anti-Libanon und standen am 25. Juli bei Daria an dem Orte, wo den heiligen Paulus, als er die Christen in Damaskus verfolgte, ein Licht vom Himmel umleuchtete und eine Stimme sprach: „Saul, Saul, was verfolgst Du mich?“ Dort konnte man die ganze weite, reiche, herrliche Ebene überschauen, in deren Mitte die prangende Stadt selbst lag mit ihren prachtvollen Palästen und hohen Thürmen.

Die Fürsten befahlen hier Halt zu machen. Es sollte die Heerordnung und der Angriff bestimmt werden.

Von nun an marschirten an der Spitze der König von Jerusalem und seine Schaaren, dann kamen die Franzosen, wir Deutsche aber bildeten die Nachhut. Der

Angriff aber geschah an der nordöstlichen Seite der Stadt. Dort erstreckten sich stundenweit bis an das Gebirge hin zahllose Gärten, die gar zierlich angelegt mit ihren Blumen und Obstbäumen, mit ihren Lustwäldchen und Gartenhäuschen fast wie ein Paradies ausfahen. Aber jedenfalls hatte dieses Paradies auch seine Schlange. Denn als wir heranstürmten, merkten wir, daß hinter jeder dieser weißen Mauern, in jedem dieser Rosenwäldchen, in den Marmortempeln und Bädern Bewaffnete steckten, die uns mit Pfeilschüssen, mit Lanzenstichen und Schwerthieben empfingen. Wir mußten fast jeden Garten für sich erobern. Viele tapfere Krieger starben dort. Doch wurden wir zuletzt Herren der Gärten.

Da standen wir denn vor den Mauern von Damascus, nur noch durch den wasserreichen Fluß Barrady geschieden, in dessen kühlen Fluthen wir gerne unsere lechzenden Roffe getränkt und uns selbst gebadet hätten; aber an den Ufern des Flusses hatten sich die Tapfersten der Sarazenen postirt. Dort stritt der heldenmüthige Reichsverweiser Anar selbst und neben ihm der gewaltige Emir Gjub mit der todesmuthigen Schaar seiner Söhne. Sie geboten auch wirklich dem Vordringen der Kreuzfahrer Halt. Die Schaaren des Königs von Jerusalem wichen zurück. Da wurde der Kaiser Konrad über diese Stockung zornig und sprengte mit seiner wuchtigen Reiterei durch das französische Volk hindurch mitten auf den Kampfplatz.

Dort angekommen, sprangen die Ritter von den Roffen, die sie uns Knechten übergaben, und drangen nun zu Fuß, Alles vor sich niederwerfend, vor. Umsonst war der tapferste Widerstand der Heiden. Es war wie ein Haufen Sand, mit dem man eine Wasserfluth aufhalten will.



Es war ein wunderbares Kämpfen, wie es die Welt nicht so leicht wiedersehen wird. Die Heiden spürten einmal gründlich, was deutsche Hiebe sind.

Herr Dudo that es aber Allen zuvor. Er erschah sich den ältesten Sohn des Emir Gjub, der schon einige deutsche Männer umgebracht hatte und der Tapferste und Gewandteste von dem ganzen Heidenheer erschien, und stellte sich ihm gegenüber. Aber nicht lange währte der Kampf, Herr Dudo faßte sein Schwert in beide Hände. Ich sah es, wie er es schwang, glänzen im Sonnenschein. Dann fuhr es nieder wie ein Blitz, so furchtbar und so wuchtig, daß das Schwert den Sarazenen in der Mitte durchschlug, trotzdem derselbe gepanzert war. Die Heiden sahen zu ihrem Entsetzen, wie der Mann geradezu getheilt auseinanderfiel. Kaiser Konrad aber selbst blieb nicht hinter seinen Mannen zurück. Er schlug mit gewaltigem Hiebe einem gepanzerten Heiden den Kopf mit-sammt der Schulter und dem linken Arme ab. Da kam eine so untwiderstehliche Furcht die Ungläubigen an, daß sie Alles im Stiche ließen und über den Fluß nach der Stadt flüchteten.

Wäre damals das Heer vorgeedrungen, wir hätten die Stadt im ersten Sturme erobert. Es geschah nicht, und man ließ dem Verweiser Anar Zeit, starke Hilfs-völker herbeizuziehen. Wenn man nun aber wenigstens die feste Stellung in den Gärten eingehalten hätte, die zugleich Schutz und Lebensmittel bot, dann wäre man wenigstens vor schimpflicher Flucht bewahrt geblieben. Allein der König von Jerusalem selbst nahm Gold von Anar, das sich hernach noch als falsch erwies, und gab den Rath, die Gärten zu verlassen und die Stadt an der andern Seite anzugreifen. Dort zurückgeschlagen, blieb

nichts übrig als ein Rückzug nach Jerusalem, der einer Flucht so ähnlich sah wie ein Ei dem andern.

Herr Dudo brauchte diese Flucht nicht mitzumachen. Er ist an dem Morgen nach dem Kampfe an dem Flusse Barrady verschwunden — wie? das weiß ich eben nicht; — wohin? weiß ich auch nicht.

Wir hatten die Nacht in den Gärten, die wir damals inne hatten, campirt und noch zusammen gefrühstückt. Ich war mit den Pferden an den Fluß zur Tränke geritten. Als ich zurückkam, war er fort, ohne auch eine Spur zu hinterlassen.

Ich habe gewißlich ehrlich gesucht und geforscht, aber nichts entdeckt, als daß ein fränkischer Knecht, der keiner der Klügsten war, gesehen haben will, wie ein schöner sarazenisch gekleideter Knabe aus einem der marmornen Tempel gekommen wäre und hätte mit Herrn Dudo gesprochen. Darauf seien Beide dort hineingegangen. Er hätte sie aber nicht wieder herauskommen sehen.

Ich bin in dem Tempel gewesen. Ich habe Alles untersucht, ob ich vielleicht ein Waffenstück oder einen Blutstropfen fände. Allein ich habe nichts gefunden als die nackten, kahlen Wände.

Der Kaiser Konrad hat später noch einen Versuch gemacht, um Ascalon den Ungläubigen abzunehmen; aber auch dieser Versuch mißlang wieder durch die Verrätherei des Königs von Jerusalem. Darauf ist der deutsche Kaiser höchst mißvergnügt mit seinem Kreuzheere zurückgejagelt. Der französische König ist ihm bald nachgefolgt. Ich aber bin geblieben und habe die ganze Gegend durchstreift. Ich bin sogar verkleidet in Damaskus gewesen. Allein ich habe keine Spur entdecken können. So bin ich zuletzt auch gegangen.“

Die Rittersfrau stand laut weinend auf und trat, während Hansel ihr ehrerbietig Platz machte, in eine Fensternische. Dort schaute sie lange in den trüben Herbsthimmel hinein, bis sie sich einigermaßen erholt hatte. Dann sagte sie: „Gott lohne Dir es, Hansel! Du bist ein treuer Mensch. Du hast Alles gethan, um ihn zu finden, ich weiß es. Wenn Du ihn nicht finden konntest, wird ihn auch sonst Niemand finden.“

„Gnädige Herrin,“ sagte Hansel, „Ihr seid ja klug, klüger als mancher Mann, habt Ihr durch meine Erzählung irgend eine neue Hoffnung erhalten?“

„Nein“, antwortete sie mit vor Schmerz zitternder Stimme. „Ich weiß nur jetzt, daß der immer so zutrauensvolle Mann in einen niederträchtigen Hinterhalt gelockt worden ist, wo sie ihn wahrscheinlich getödtet haben. Meine einzige Hoffnung stehet auf Gott. Er kann ihn trotz ihrer Mordwaffen erhalten haben. Er hat ja auch den Daniel in der Löwengrube und die drei Männer im feurigen Ofen geschüzet. Er kann ihn auch noch zurückkehren lassen, wenn er will.“ „Und vielleicht will er es,“ fügte sie mit leiser, halb gebrochener Stimme hinzu, während schwere Thränen in den frommen Augen hingen.

Hansel sah zu ihr auf mit einer Ehrfurcht wie zu einer Heiligen. Er fühlte, daß er jeden Augenblick gern sterben könne, wenn er mit seinem Tode dieser Frau einen Trost erkaufen könne. Er hatte schon unten bei den anderen Knechten gehört, was die Frau in den Jahren ihrer Verlassenheit hatte leiden und kämpfen müssen.

Wenn auch die Kreuzfahrer selbst Gefahren und Nöthen genugsam mitmachen mußten und die Meisten derselben durch Verrath, Hunger und das Schwert der

Ungläubigen umkamen, so haben die Frauen daheim gleichfalls ihr Theil gelitten. Es ist ja oft die Angst, die man um seine Lieben hegt, die in Gefahr sind, schwerer zu tragen als die Gefahr selbst. Das Herz des Menschen hat oft einen heißeren Kampf zu bestehen als der Krieger in der Schlacht, und der Tod selbst wäre gar häufig ein viel willkommenerer Gast als die Trauer und der Schmerz um die Todten.

Diese armen, verlassenen Frauen hatten aber nicht bloß den Kampf mit ihren eigenen kummerbeladenen, sorgenschweren Herzen zu kämpfen, sondern wirkliche Kriege und Fehden auszufechten, wenn anders sie ihren Männern das Besizthum oder ihren Kindern das Erbe erhalten wollten. Freilich waren bei Strafe des Bannes alle Streitigkeiten und Kriege während des Kreuzzuges verboten; aber kaum war derselbe aus oder galt wenigstens für beendet, so erhoben sich Zwisten und Fehden wie Pilze aus dem Erdboden.

Wir haben gesehen, wie der Herzog Welf von Baiern, der vom Kreuzzuge zurückkehrte, selbst gegen den Kaiser in dessen Abwesenheit die Waffen erhob. Ähnlich wie dem Kaiser erging es Herzog Friedrich von Schwaben, der bei seiner Rückkehr an manchem Unruheftifter ein Exempel statuiren mußte. Und so fand Jeder der heimkehrenden Fürsten, Grafen und Herrn irgend ein Unheil vor, bald größer, bald kleiner, wenn es ihnen überhaupt vergönnt war, heimzukehren.

Die Abwesenheit der einzelnen Ritter und Herrn schien den Daheimbleibenden eben besonders günstig, um alte Fehden vortheilhaft auszugleichen, und Räuber glaudten ungestraft rauben zu können.

Mechtilde von Rüdelin, die Rheingrafentochter, war

ein tapferes, kluges Weib. Sie sah die Gefahren kommen und rüstete sich zur Zeit. Es war in ihrer Liebe ihr ein tröstlicher Gedanke: daß, wann Dudo heimkomme, er Alles im besten und geordnetsten Zustande finden solle. Sie ließ die Wälle der Burg ausbessern, die Gräben vertiefen und die Mauern erhöhen und warb neue zuverlässige Mannschaft an. Jeden Tag sah sie die Thore, die Fallgitter, die Ausfallpfortchen nach, ob nicht irgend eine Nachlässigkeit dort dem Feinde Gelegenheit gäbe, sich einzuschleichen. Auch verschärfte sie die Wachen und sorgte stets für einen guten Vorrath Lebensmittel, um eine längere Belagerung auszuhalten. Ihr heranwachsendes Söhnchen an der Hand sah sie jeden Morgen den Waffenübungen der Leute zu und rügte hier und lobte dort und erhielt Alle in Thätigkeit und Wachsamkeit. Dabei trieb sie die Landwirthschaft in bester Form und sorgte für ihre Untergebenen in ausgiebigster Weise; die Thätigkeit aber selbst war ihr ein Trost.

Damals stand ihr noch der Abt Hildelin zur Seite und ebenso der mächtige Lehnsherr, Graf Ruprecht von Burenburg. Ihre feindlichen Bettern hielten es darum für besser, sich noch zurückzuhalten. Kleine Reibereien und Räubereien kamen allerdings vor, bald wurde ein Knecht blutig geschlagen, bald ein Stück Vieh geraubt, aber man mußte es eben verschmerzen.

Doch der Abt Hildelin starb, auch die Nonne Elisabeth starb, und der der kühnen Rittersfrau feindselige Bruder Eckebert wurde Abt von Schönau. Auch auf Ruprecht von Burenburg war nicht mehr zu rechnen, da derselbe in eine schlimme Fehde mit dem Bischof von Worms verwickelt war wegen des Baues der Burg Nassau. Zugleich kam die Nachricht, daß das ganze Kreuzheer

durch den Verrath der Griechen vernichtet sei. Da war gelegenerer Zeit für die feindseligen Vettern. Und wirklich erhielt Mechtilde jetzt eines Tages einen Fehdebrief ihrer Verwandten.

Sie erfuhr durch denselben zuerst, daß der Kaiser ihren Mann zum Rheingrafen ernannt und ihn mit dem Besiz der Rheingrafengüter belohnt habe. Die Vettern, halbrazend vor Wuth, schworen in dem Briefe, sich furchtbar zu rächen und sich mit allen Mitteln in den Besiz der schmählich geraubten Güter und der ihnen unrechtmäßiger Weise abgenommenen Würde zu setzen.

Damals, als die ersten Truppen der Vettern bei Göpern erschienen, kehrte Dudo fast im Angesichte seiner Burg wieder um nach Jerusalem; aber Mechtilde saß in Todesangst über ihr Söhnchen gebeugt, das in heißem Fieber lag, da eine der vielen gefährlichen Kinderkrankheiten im Anzuge war.

Siehe da trat Drutwin von Lurenburg bei ihr ein, um den Gruß ihres Mannes persönlich auszurichten. Als er die doppelte Noth und Verlegenheit der Frau sah, schmähete er über den thörichten Dudo, der Gescheiteres hätte thun können, als zur Unzeit nach Jerusalem zu laufen.

Da erhob sich Mechtilde, die bleichen Wangen geröthet und das große Auge stolz leuchtend, und sagte mit starker Stimme: „Dudo hat recht gethan. So groß und so schön mußte mein treuer Dudo handeln. Ich bin stolz auf ihn, daß er so gehandelt hat. Ich selbst hätte ihm nicht anders rathen dürfen. Mich aber wird Gott schon erretten aus meinen Nöthen und wird mir auch meinen Mann wieder heimführen.“

„Du bist ein stolzes Weib, Mechtilde von Rüdelin“,

sagte Graf Drutwin etwas verstimmt, „aber Du wirst es nicht verschmähen, wenn ich Dir Hilfstruppen schicke.“

Daß Gott sie erretten würde aus ihren damaligen Nöthen, erfüllte sich wörtlich. Ihr Söhnlein genas, und sie bestand die Belagerung, zumal Drutwin seinem Worte getreu Hilfstruppen schickte. Die Vetter, ihres erfolglosen Stürmens und Belagerns müde, mußten trotz ihrer gräßlichen Drohungen mit langer Nase abziehen. Die tapfere Frau hatte sie, Dank ihrer Umsicht, Wachsamkeit und Entschiedenheit, trefflich heimgeschickt.

Dagegen schien sich ihr Gottvertrauen in Betreff der Rückkehr ihres Mannes nicht zu bewähren. O wie heiß flehte sie zum Himmel empor! Welche Thränen weinte sie, über das Haupt ihres Kindes gelehnt! Wie verzweifelt hauchte sie oftmal vor sich hin: „Er ist todt, er ist todt!“

Sie waren ja Alle zurückgekehrt, der Kaiser, die Herzöge, Fürsten und Ritter, nur er nicht. Vielmehr verbreitete sich das Gerücht, er sei bei der Belagerung von Damascus spurlos verschwunden.

So war ein Jahr fast hingegangen nach der Rückkehr der Söhne. Man lachte Mechtilde von Rüdelin fast aus, daß sie noch an ihrer Hoffnung festhielt. Jedermann hielt Dudo für todt. Diese Gewißheit der Welt äußerte sich aber für Mechtilde in einer Weise, die für sie etwas Verlezendes hatte.

Von allen Seiten wurden ihr nämlich Heirathsanträge gemacht. Selbst Gilchen von Lorch war unter den Freiern.

Natürlich wies sie dieselben mit Entrüstung zurück. Dadurch aber fühlten sich die stolzen Ritter und Herren höchst beleidigt, und sie erwarb sich eine Menge Feind-

schaft, die ihre gehässigen Vettern sehr wohl zu sammeln und zu verwerthen mußten.

Es bildete sich eine wahre Verschwörung gegen sie. Von allen Seiten kamen Absagebriefe: von den Vorchern, den Stahleckern, den Waldeckern, den Heppenheft, den Rüdeshheimern, ja selbst von Herren und Rittern von der Nahe und der Lahn.

In dieser Zeit kehrte der treue Hansel zurück. Als sie ihn sah ohne ihren Mann, da endlich glaubte sie an den Tod des lang Erwarteten und brach ohnmächtig zusammen.

Doch die herannahenden Feinde ließen es nicht zu, daß sie sich allzusehr der Trauer hingab. Sie mußte diesmal ganz auf eigenen Füßen stehen. Es war von Niemand Hilfe zu erwarten. Der Kaiser selbst lag zum Sterben krank darnieder. Man erwartete seinen Tod. Die Lurenburger aber hatte der Papst auf Betreiben des Bischofs von Worms in den Bann gethan. Sie mußten selbst froh sein, wenn sie unangegriffen blieben. Dagegen sammelte Gilchen von Lorch, der die Seele des Ganzen war, eine Heermasse, die fast ausreichend war, um eine Festung zu erobern, der aber eine einfache Burg keinen Widerstand leisten konnte.

Der treue Hansel rieth zu einem Vergleich. Aber Mechtilde sagte fest: „Ich leiste Widerstand bis auf den letzten Mann. Ich muß die Burg zu halten suchen, die mir Dudo übergeben hat. Aber Du sollst mir, wenn Alles schlimm gehen sollte, den kleinen Dudo retten und zum Kaiser bringen, daß derselbe seine Rechte wahre.“

Das Belagerungsheer schien jetzt versammelt zu sein. Sie rüsteten wenigstens die Leitern und setzten die Sturmböcke in Bewegung. Alles deutete auf einen furchtbaren



Angriff. Die Belagerten zогten, sie glaubten selbst nicht an einen erfolgreichen Widerstand. Mechtilde lag in ihrem Kämmerlein auf den Knien und betete zu Gott für das Heil Aller.

Es war eine gewisse Stille eingetreten, und wie Gewitterschwüle drückte es alle Herzen.

Horch! da klang von dem Thurme hoch oben ein Signal, hell und schmetternd, daß es im entferntesten Winkel der Burg vernommen wurde, ein Signal, wie seit Jahren es nicht hier gehört worden war. Es war das Signal, daß der Herr der Burg, daß Dudo von Rüdelin heimkehre.

Die Frau that einen Freudenschrei, als wenn sich plötzlich der Himmel vor ihr aufgethan hätte. Sie konnte vor Zittern fast nicht das Fenster erreichen, um zu sehen, ob nicht grausame Täuschung oder ein Wahnsinn den Thurmwächter zu dem Signal verführt hätte.

Nein, es war keine Täuschung, kein Wahnsinn. Dort unten hielt wirklich ihr Dudo hoch zu Roß. Er hatte das Visir zurückgeschlagen und blickte zu ihr herauf mit seinen alten, treuen Augen und winkte ihr freundlich mit der Hand.

Aber plötzlich fuhr ein bleicher Schrecken über das Gesicht der Frau. Sie dachte an ihres Mannes Gefahr, da er ahnungslos sich mitten unter seine Feinde begeben hatte. Dudo schien allerdings noch einige Mann zur Begleitung zu haben. Doch was konnten dieselben viel helfen? War er darum nicht fast wehrlos in die Hände seiner Feinde gegeben, die nach nichts mehr trachteten, als ihn um das Leben zu bringen? Sollte er nun hier, nachdem er alle Gefahren des Kreuzzuges bestanden hatte,

noch vor den Thoren seiner eigenen Burg ermordet werden? Was sollte sie thun?

Nach kurzem Ueberlegen beschloß sie einen Ausfall zu machen und sich mit ihren Leuten zu ihm durchzuschlagen. Wenn sein Leben nur gerettet wurde, dann mochte die Burg in die Hände der Feinde fallen.

Aber während sich die Frau noch ängstete und nach Auswegen sann, hatte sich unten im Lager die Lage der Dinge ziemlich günstig gestaltet.

Dudo war nämlich aus dem Sattel gesprungen und hatte sich vor Gilchen von Vorch hingestellt, der ihn ganz verblüfft betrachtete und verwundert fragte: „Bist Du denn nicht todt?“

„Wie Du siehst, lebe ich noch,“ erwiderte Dudo. „Das mag Dir unbequem sein. Denn ich möchte Dich jetzt fragen,“ fügte er mit flammenden Blicken hinzu: „Wie kommst Du als Feind vor meine Burg? Ist das unsere Jugendfreundschaft, in der wir uns ewige Treue schwuren? Sind wir deswegen Zeltkameraden gewesen auf dem Kreuzzug und haben zusammen gekämpft und gehungert und sind zusammen Gefangene gewesen und haben uns zusammen gerettet? Habe ich Dich deswegen ein paar Mal aus den Händen der Türken herausgehauen? Habe ich Dich deshalb auf dem Balkan den hungrigen Wölfen entrissen und habe ich Dich nicht selbst todtmüde auf meinen Schultern, da Du halb erfroren warst, zwei Stunden weit getragen bis an das Lagerfeuer? Sage, Gilchen, ist das Dein Dank? Hältst Du so Dein Wort, da Du doch gelobt hast, mir auf eine oder andere Weise meine Thaten gegen Dich zu vergelten?“

Gilchen war feuerroth geworden vor Scham und stotterte heraus: „Deine Frau brauchte mir auch keinen Korb zu geben.“

„Wolltest Du sie heirathen, da ich noch am Leben bin, Gilchen?“ fragte Dudo verwundert.

Gilchen wurde noch röther im Gesicht und rief den umstehenden Rittern zu: „Macht kehrt, Leute! Hier ist nichts für uns zu holen. Wer dem Dudo oder seinen Leuten etwas zu Leide thut, der hat es mit mir zu thun. Ich stehe jetzt auf Dudo von Rüdels Seite, auf der ich immer hätte stehen sollen.“

Gilchen von Lorch war wohl ein verwilderter Geselle wie viele seiner Zeitgenossen, aber doch grundgutmüthig und im Ganzen rechtlich gesinnt.

Aber sein Befehl, die ganze Unternehmung sofort jetzt aufzugeben, fand nicht den allgemeinen Beifall. Besonders empörten sich dagegen die Ritter von der Lahn und der Nahe und die feindseligen Wetttern und schimpften und fluchten gewaltiglich.

„Nun,“ sagte Gilchen, „dann wollen wir es hier ausfechten. Die Lorch, die Waldecker, die Stahlecker, die Heppenheft und Rüdelsheimer stehen auf meiner Seite, und zu uns kommt noch Dudo mit seinen Leuten. Dann mögt Ihr sehen, wie Ihr zurechtkommt. Mit dem Dudo ist wahrhaftig nicht zu spaßen. Der hat die harten Türkschädel zerfchlagen wie Eierschalen, und mit Guern Taubenköpfen wird er wohl auch noch fertig werden.“

Die Widerspenstigen gaben endlich nach, und Gilchen rief fortreitend: „Dudo, Du kommst bald nach Lorch und erzählst Deine Geschichten, und wir trinken Versöhnung bei einer Flasche Lorch.“

Allein Dudo hörte und sah nichts mehr. Er hatte die Welt und Alles um sich her vergessen. Er sah nur noch sein geliebtes Weib und seinen prächtig aufgeblühten

Sohn. Sie waren ihm über die Zugbrücke an der Spitze seiner Leute entgegen geflogen.

Siehe, da lagen sich die lang Getrennten in den Armen. Vergessen war alles Leid und aller Kummer in der Freude des Wiedersehens.

So mag es den Himmlischen sein, wenn sie sich wiederfinden nach langem Erdenleid. Die Leute des Ritters aber standen rings umher und hatten Thränen der Rührung und der Andacht in den Augen über die hohe, fast heilige Freude dieser beiden Menschenkinder.

Am Abend, da alle Feinde abgezogen waren, saß Dudo am Herdfeuer, zur Rechten sein Weib, zur Linken der treue Hansel und vor ihm auf den Knien sein Söhnchen, und erzählte seine letzten Abenteuer.

Sie waren ungemein einfach. Er war unter dem Vorgeben, ein verwundeter Ritter verlange nach ihm, von einem sarazenischen Knaben in jenen Marmortempel, von dem Hansel erzählt hatte, gelockt worden. Dort hatte man ihn überfallen und geknebelt und durch einen verborgenen, dunkeln Gang nach der Stadt Damascus gebracht. Der Emir Gjub verlangte nach Rache für den furchtbaren Tod seines Erstgeborenen, den Dudo mit gewaltigem Hiebe gespalten hatte. Es waren des Emirs Leute, die ihn überfallen hatten, und des Emirs Söhnlein, Saladin mit Namen, der ihn in den Tempel gelockt hatte.

In der Stadt wurde Dudo vor Gjub gebracht. Dieser zog seine scharfe Damascenerklinge und sagte: „Jetzt will ich Dir verdammter Giaur (Ungläubiger) thun, wie Du meinem Sohne gethan hast!“

Schon war sein Säbel geschwungen, da fiel dem Emir sein Sohn Saladin in den Arm und rief: „Wenn Du diesen Christen tödtest, tödtest Du auch mich. Du

hast mir versprochen, sein Leben zu schonen, wenn ich Dir ihn hierherschaße. Nun ist er hier, jetzt halte Dein Wort! Du hast oft selbst gesagt, der wahre Sarazene bekämpfe seinen Feind in der Schlacht, aber vergieße nicht das Blut des Slaven."

"Der edle Vater des edlen Sohnes dankte ihm beschämt und sagte: „Ich danke Dir, mein Kind, daß Du mich vor einer gemeinen That bewahrt hast; aber schaffet mir den Mann aus den Augen, daß nicht meine Leidenschaft mich wieder hinreißt!"

Dudo wurde in einen der Gärten des Emirs gebracht und mußte neben anderen Slaven Gartenarbeit verrichten. So lebte er unter strenger Bewachung beinahe ein Jahr.

Da trat eines Tages der Knabe Saladin zu ihm und sagte: „Mein Vater hat Dich mir geschenkt, und ich will Dir die Freiheit geben. Deine Hand hat zwar meinen theuren Bruder erschlagen, aber es ist eine HelDENhand, und ich ehre die HelDEN. Komm! draußen vor der Gartenthüre wartet ein Freund von Dir."

Als Dudo, von Freude über seine geschenkte Freiheit überwältigt, nach der Gartenthüre eilte, sank er in die Arme seines Freundes Luigi Berni aus Venedig, der treu seinem Worte, das er Hansel gegeben, nach ihm sich umgesehen hatte.

In der Begleitung des Kaufmanns Berni fuhr nun Dudo nach Europa zurück und erreichte ohne Unfall seine Heimath, die ihm reichen Ersatz geben sollte für alle Leiden und Mühsale.

"Das war ein edler, hochherziger Knabe, dieser Saladin," sagte Mechtilde.

„Ja“, erwiderte Dudo, „ein edler Knabe. Er möchte manchen Christenknaben beschämen.“

Später, als derselbe Knabe der berühmte Saladin wurde, der mächtige Sultan von Egypten und Syrien, mußte Dudo oft an ihn denken. Das war aber schon dreißig Jahre später.

Dudo von Rüdelin ist sehr alt geworden und mit ihm seine hochherzige, treue Frau Mechtilde. Sie wohnen auf der Burg Rheingrafenstein. Dort aber wohnte mit ihnen ein hochstrebender, edler Geist und wahrhafte, echte Frömmigkeit und Gottesfurcht. Der Kreuzzug mit seinen furchtbaren Leiden hatte ihren Seelen das Siegel einer höheren, göttlichen Weihe aufgedrückt, das sie niemals mehr verloren, und das die Grundlage ihres ständigen Glückes wurde.

Bei ihnen erfüllte sich in Wahrheit, womit die Frommen jener Zeit wie Bischof Otto von Freisingen und vor allen der arme Bernhard von Clairvaux, dem das ganze entsetzliche Unglück dieses Kreuzzuges auf die demüthigen Schultern geladen wurde, sich zu trösten suchten, als sie sagten: „daß diese Heerfahrt, die ihres Zieles vollständig verfehlte und viel leibliches Ungemach herbeiführte, weder zur Erweiterung der Grenzen, noch zur Ergötzlichkeit des Leibes, aber wohl und gewiß zum Heile vieler Seelen gedient habe.

Im Verlage von Julius Neidner in Wiesbaden erschien  
**von W. O. von Horn (W. Bertel):**

Der Ortan auf Cuba. — Das Erdbeben von Lissabon. — Der Brand von Moskau. — Das Leben des Feldmarschall Derfflinger. — Das Leben des Prinzen Eugenius. — Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher. — Ein Kongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savonardebüchlein. — Gottfried Bollmann. — Die Voorenfamilie von Klaarfontein. — Der Strandläufer. — Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht. — Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat. — Die Bergeltung. — Eine Korsarenjagd im indischen Indelmeer. — Die Biberfänger. — Das Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth. — Die Gemtsjäger. — Simon. — Die Eroberung von Algier. — Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's. — Vormund und Mündel. — Wie Einer ein Wallfischfänger wurde. — Von Einem, der das Glück gesucht. — Blücher's Schützling. — Belagerung von Wien. — Lohn einer guten That. — Christian Fürchtegott Cellert. — Der alte Vinde. — Von dem frischen und muthigen Seydlitz. — Der Mulatte. — Auf dem Mississippi. — Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1812 und 1813. — Johann Jacob Astor. — Der Engel der Gefangenen. — Der Schiffsjunge und sein Lebensgang. — Diamantina. — Das Pathengefchenk. — James Watt. — George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen. — Der Gaudo. — Der Weißkopf. — Der Domrabe. — Admiral de Ruitter. — Hanns Conrad Escher von der Linth. — Schloß-Nobbele. — Olaf Thorlaxen. — Hualma, die Peruanerin. — Die Silberflotte oder der Herr verläßt die Seinen nicht. — Zwei Ausbrüche des Vesuv. — Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. — Franz Drake. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — Benjamin Franklin. — Der Leibhujar. — Vier deutsche Heldinnen. — James Cook. — Deutsche Treue. — Eroberung von Mexiko. — Was aus einem armen Hirtenbüchlein werden kann. — Die Eroberung von Konstantinopel. — Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie. — Die Kaiserin Maria Theresia. — Der alte Frik, der Held und Liebling des deutschen Volkes. — Die letzte Ghazwah oder Sclavenjagd. — Gottes Finger. — Der Lumpensammler von Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — Eine Meuterei im stillen Meere. — Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika. — Der Oerpeer. — Graf Auget de Monthyon. — Ernst der Fromme, Herzog von Gotha. — Der Kaffernhäuptling. — Durch die Wüste. — W. O. von Horn.

Fortsetzung von Dittkar Schupp: Die Entstehung des Klosters Arnstein. — Der Reichsfreiherr vom Stein. — Die Pfarrfrau von Hestrich. — Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan. — Louise, Königin von Preußen. — Der Pfarrer Webanus von Niehlen. — Der Feldmarschall Graf Keithardt von Oeisenau. — Feurige Kohlen. — Im finsternen Thale. — Das Büchlein vom Vater Urndt. — Der Fuhrmannsjunge im Krieg. — Der Stadtmeister Nülin Baarpennig. — Brand um Brand. — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Der Postraub in Würgez. — Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. — Im Eise. — Der Wolkenbruch. — Wilhelm von Oranien. — Von Hugo Bertel: Kaiser Friedrich I. Barbarossa. — Kaiser Karl der Große. — Von Dittkar Schupp: Im Busche. — Unter den Falschmünzern. — Am Zambesi. — Der Hegenmüller. — Der blinde Zeuge. — Von Hugo Bertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto der Große. — Von Dittkar Schupp: Die Eroberung von Wiesbaden. — Der Tabuntschik. — Von Hugo Bertel: Otto der II. — Otto der III. — Von Dittkar Schupp: Der Kassen-diebstahl. — Die Flüchtlinge im Steintal. — Die Meerlins. — Von Hugo Bertel: Friedrich II. — Rudolf von Habsburg. — Von Dittkar Schupp: Der Fürst und sein Hopprediger. — Von Armin Stein (G. Meischmann): Ein getreuer Knecht. — Von Dittkar Schupp: Der Stauhob. — Von Hugo Bertel: Karl Theodor Körner. — Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. — Von Dittkar Schupp: Der Onkel in Batavia. — Dudo von Nüdelin. — Von Armin Stein (G. Meischmann): Unter dem Schirm des Höchsten. — Von F. Bonnet: Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen. — Von Hugo Bertel: Hans Sachs.

Elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

125 Bändchen. Preis jedes Bändchens mit 4 Stahlstichen: 75 Pfennige.

Jedes Jahr erscheinen weitere Bändchen.